Aus der Residenz.

Schicksale eines Fürstensohnes.

Erster Band.

Breslau.
Verlag von Joh. Urban Kern.
1843.

158. D.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

718 g

Erstes Kapitel.

Unter dem glänzenden Schilde des Lammwirths liest man die gottesfürchtigen Verse:

„Dieses Haus steht in Gottes Hand;
Zum goldnen Lamm wird es genannt!"

Drinnen aber sind lustige Gesellen — in dem kleinen traulichen Gemach, neben dem geräumigen Gastzimmer. Der Kellner öffnete jenes auch nur denen, die am meisten trinken, lärmen und borgen. Das waren hier die fröhlichen, freien Söhne der Musen. In der Zahl etwa, in welcher die Apostel versammelt waren, als der Geist über sie kam — hatten sie sich heut um den großen, runden Tisch gelagert. Die leeren Flaschen, deren Inhalt ein Dutzend Kehlen redlicher Philister auf ein ganzes Jahr genetzt hätte, standen als Siegestrophäen in der Mitte aufgepflanzt; der ambrosische Dampf der Nicotiana kräuselte sich über den lockigen Häuptern der irdischen Göttersöhne: Kling! klang! — tönten fröhlich die Gläser von Nachbar zu

Nachbar; und sie tranken einmal. Dann sagte eine tiefe Baßstimme feierlich: „Sequens, Herr Bruder!"

Adhemar Tangen sang aus einem alten Liede die Strophen:

„Wie kommt mir der Thor
Ohn' Becher doch vor? —
Ein Fräulein ohn' Freier,
Poet ohne Leier,
Dazu ein Sultan,
Der's Trinken nicht kann!"

„Das paßt nicht mehr: der Sultan trinkt Wein!" — bemerkte Karl Pieker.

„Ha! — rief Doktor Orwin — dieser Mahmud — welcher Reformator vergleicht sich ihm! Was ist die politische, was die religiöse Freiheit gegen das himmlische Geschenk des Weins? — Mahmud der Zweite soll leben!"

„Er lebe, der die Bekenner des allein wahren Kultus vermehrte!" — rief Emil von Weitenau.

„Er lebe!" riefen Alle.

Nur Adhemar stieß nicht auf den Toast an; er sang:

„Ich stimm' nicht mit ein!
Und tränk' er auch Wein;
Ein Stückfaß zum Morgen,
Ein Stückfaß zur Nacht,
Es kann Keinem munden,
Der nicht ehrlich gemacht,
Der nicht ehrlich gemacht!"

„Wie" — rief Weitenau — „Mahmud nicht weinhonorig? Bedenke, Tangen, was Du gesprochen! Der Wein-Verruf ist eine schreckliche Strafe — der bürgerliche und moralische Tod! Dir droht sie."

„Ich werde meine Sache vor einem Wohlweisen Convent führen. Orwin, Dich selbst Weitenau und Fritz Weisse berufe ich zu Beisitzern."

„Das Gericht ist konstituirt" — proklamirte der zuerst Genannte. — „Was hat der Kläger vorzutragen?"

„Seine Hoheit Mahmud der Zweite" — begann der Kläger — „war vor dem Jahre 1829, d. h. so lange ihm und seinem Volke das unselige Verbot des Weintrinkens jeden Weg der Civilisation abschnitt — ohne Zweifel nicht weinehrlich. Da erklärte Seine Hoheit: Ich bereue meine und meines Volkes bisherige Versündigung an dem civilisirten Europa, und wir wollen hinfüro Wein trinken! — Es fragt sich: Genügte diese Erklärung, genügte selbst ihre musterhafte Ausführung, Mahmud und sein Volk weinhonorig zu machen? — Nach allen Gesetzen der civilisirten Welt muß jedes Vergehen von Richtern untersucht und bestraft worden sein, bevor der Verbrecher zur Aussöhnung mit der Gesellschaft gelangt. Sultan Mahmud hat über seine früheren Versündigungen an dem edlen Stoff noch kein Urtheil empfangen; er hat sich noch nicht ehrenvoll

seiner Schuld entledigt. Deshalb trage ich bei Einem Wohllöblichen Convent darauf an: 1) Seine Hoheit Mahmud den Zweiten für nicht weinhonorig zu erklären; 2) Hochdieselben in die Kosten dieses Prozesses zu verurtheilen."

Orwin, der Präsident des Convents, hob mit großem Ernste an: „Ich meine, daß dies ein sehr schwieriger, ein sehr verwickelter Fall sei. Deshalb halte ich für Recht: daß wir den unglücklichen Angeklagten, Sultan Mahmud den Zweiten condemniren und ihm die Strafe von acht Glas auferlegen. Ich erlasse ihm, aus angeborner Milde und wegen notorischer Verschwendung des Schuldigen die Kosten des Prozesses."

Der Spruch Fritz Weisse's, des zweiten Richters, lautete: „Weil es diesem Wohllöblichen Convent nicht zusteht, ein paar Protokolle abzufassen und darüber abzuwarten, bis Kläger und Beklagter nebst Ascendenz und Descendenz glücklich verblichen: so trete ich dem wohlbegründeten Urtheil des Herrn Kollegen in allen" —

„Ich bitte in der Sache noch ums Wort" — unterbrach Karl Pieker; und ein Wink der Richter gestattete es ihm. Er fuhr fort: „Der 16te Paragraph, Titel 12, Theil XIII. unserer herrlichen Gesetze bestimmt ausdrücklich, daß kein Schuldiger bestraft werde, ehe man seiner habhaft geworden. Ein Urtheil ohne

Vollstreckung ist rein illusorisch: und ich halte es der Würde eines Hochweisen Convents nicht angemessen, auf erfolglose Urtheile die edlen Kräfte seiner Weisheit zu verschwenden."

„Sehr wahr!" — entschied Weitenau. — „Aber die Sache ist von europäischer Bedeutung. Wollten wir sie in statu quo lassen, so würde das unabsehbare Unglück daraus entstehen, daß sie sich aufs vernünftigste von selbst gestaltete. Was würde die Mit- und Nachwelt von uns denken? — Deshalb geht meine Meinung dahin: Durch öffentlichen Anschlag an dieser unserer Gerichtsstätte Seine Hoheit Mahmud den Zweiten, Padischah oder rechtmäßigen Chalifen, in drei noch näher zu bestimmenden Terminen, unter Androhung des Kontumazial-Urtheils, vorzuladen, persönlich oder durch gehörig legitimirte Bevollmächtigte vor diesem Wohllöblichen Convent zu erscheinen. Den Kläger aber, welcher den Hochweisen Convent ganz unnöthiger Weise molestirte, verurtheile ich in die angelaufenen Kosten des Prozesses."

„Concedo, von ganzem Herzen! Beantrage nur noch, daß Seiner Hoheit die Advokaten Schreibselig, Grobhalt und Dr. Wendemeyer zur Wahrnehmung ihrer Rechte in Vorschlag gebracht werden" — fügte Orwin bei.

„Consentio! consentio! Die Akten sind geschlossen; und mich dürstet sehr!" — rief Fritz Weisse.

„Deine Kehle" — sagte Adhemar — „muß den herrlichsten Sandboden haben; Du begießt sie unaufhörlich und doch sproßt auf ihr kein Blümchen."

„Ich schüttle sie nur nicht so prahlerisch zum Munde heraus, wie andere Leute, schlucke sie fein still zum Herzen" —

„Zu der Wehmuth über die geleerten Flaschen, zu dem Jammer über das schon genossene Beefsteak! — Für ihr schöneres Gedeihen will ich diese halbe Flasche Rüdesheimer beisteuern: ich kann sie nicht mehr austrinken."

„Du wirst doch nicht schon gehen: es ist erst elf Uhr! — Du mußt bleiben!" — tönte es von allen Seiten.

„Ich erwarte Briefe von Hause; ich muß sie heute noch lesen, vielleicht noch beantworten" — wandte Adhemar ein.

„Das kannst Du auch nach Zwölfe!"

„Noch eine Stunde in Eurer Gesellschaft, und selbst Telegraphenarme möchten mir gar kleine, unleserliche Buchstaben dünken. Guten Morgen, Ihr Herren!" — Damit stürzte Adhemar sein gefülltes Glas hinunter und ging.

Er hatte kaum die Gesellschaft, deren Treiben einem verständigen Manne recht unsinnig erscheinen mußte, verlassen, als die eben verlebten Stunden wie ein Nichts zerstoben. Eine neue Welt stieg vor seinem inneren Auge empor. Er fühlte sich nicht mehr als den übermüthigen Jüngling, den Lust und Laune ohne Ziel und Zweck schaukelten; die Vergangenheit weckte Hoffnungen und Pläne der Zukunft.

Auf seinem Zimmer fand er den erwarteten Brief; hastig erbrach er das Couvert, warf die Einlage, welche ihm zuerst in die Hände fiel, ungelesen hin und drückte den Namen „Helene," mit welchem die andere unterzeichnet war, an seine Lippen. Dann las er:

„Ich bin sehr glücklich, mein Adhemar, nnd doch ist mir die Brust so seltsam beengt. — Du kennest noch nicht das Gefühl, welches so weich stimmt, daß die leiseste Berührung uns schmerzlich oder freudig durchzittert; und immer glüht's im Innern, und immer wogt's und hält die Brust in ahnender Spannung! — Du hast mich eingeführt in den Wundergarten der Poesie, Du lehrtest mich den Duft ihrer reichen Himmelsblüthen ahnen. Wenn uns da die Dichtung das Glück und den Schmerz der Liebe in die Seele hauchte, wie tief glaubte ich's zu empfinden! Aber wie anders ergreift ihre Wahrheit! Das

Leben, die Welt, die Gottheit, mich selbst hat sie gewandelt: Alles breitet sie freudiger, schöner, verklärter vor den Sinnen, die das reinste Glück läuterte. — Binnen wenigen Wochen ist die Feier ewiger Vereinigung mit meinem Delkamp —"

Dem Lesenden entsank das Blatt. Mit jedem Worte hatte sich die ängstliche Spannung gesteigert; mächtig war das Blut zum Herzen gedrungen; jetzt stockten die Pulse, der Athem schwieg. Adhemar wäre bewußtlos umgesunken, wenn nicht, im Augenblick der höchsten Spannung, eine rasche Bewegung den Bann gelöst hätte. Er stürmte hinaus.

Der Greis und das Weib lassen sich vom Schmerze durchwühlen, wie von einer Krankheit, der Mann bekämpft ihn mit Verstandesgründen, der Jüngling stürmt ihn nieder. Keinem Alter ist der Schmerz gefährlicher als der Jugend und keinem ersprießlicher. —

Adhemar stürmte hinaus in die finstere Nacht. Herbstliche Nebel hüllten die Erde ein und verschleierten den Himmel; dem Pfade des Unglücklichen leuchtete kein Gestirn. Er hatte die Straßen und das Thor verlassen, er hatte den Weg betreten, welcher zu seiner und ihrer Heimath führte. Weit schon lag die Stadt hinter ihm; der Körper begann zu ermüden, und die

starre Spannung der Seele löste sich in Gedanken und Worte auf.

„Also hast Du mich nie geliebt, Helene? — Das süße Lächeln, der seelenvolle Blick — nur dem Verwandten galten sie? — Und doch! es lag Etwas in diesem Lächeln, in diesem Blick, das in die tiefste Seele drang, weil es aus ihr gekommen: das sprach Liebe! — Aber Du hast ihrer vergessen in der kurzen Zeit der Trennung. Der Glanz einer neuen Erscheinung hat Dich geblendet, und Du hast dem ersten, dem heiligsten Gefühl die Treue gebrochen! Hier aber lebt's und wühlt und stürmt und wird das Herz zerreißen und die Brust zersprengen!" — Da aber erwachte in ihm der Stolz des Mannes. „Schweig, weibische Leidenschaft!" — rief er aus. — „Feiger Schwäche sollt' ich verfallen? — Schon erstarrt's, schon gefriert's: es legt sich die Eisrinde um das Herz und der Stahlpanzer um die Brust! — Bin ich nicht kalt? — Bin ich nicht ruhig? — So, so soll's bleiben! — Ich bin ein Mann: kein Schmerz soll mich erdrücken!"

Der Jüngling übt die Reflexion immer mit stoischen Maximen. Die gewaltige Gluth des Herzens und die ungeschwächten Leidenschaften bedürfen einer Gegenkraft von kalten, starren Grundsätzen; die Handlungen selbst bleiben doch leidenschaftlich.

Adhemar hatte mit den letzten Worten seine Schritte angehalten, als plötzlich ein heftiger Schlag auf seine Schulter fiel. Mit den Worten: „Schelm, gieb mir das Geld zurück!" — fühlte er sich angegriffen. Ein Ring-Kampf entspann sich. Adhemar war kräftig, gewandt, das Rapier hatte seinen Arm gestählt; sein Muth hatte sich im ernsten Kampf oft genug erprobt. Doch auch seinem Gegner schien es an keiner Eigenschaft zu fehlen, das glücklich zu Ende zu führen, was er freventlich begonnen. Und er hatte noch für sich den Vortheil des Angriffs und die Spannkraft der Leidenschaft. Die Ringenden hielten sich jetzt fest umschlungen, und Jeder wandte die tückischen Künste an, welche der Turnplatz lehrte; aber vergebens! Jedem Angriff kam der Angegriffene zuvor, setzte ihm ein anderes Manöver entgegen. Endlich riß sich der Fremde durch eine rasche Wendung los, faßte mit geschicktem Griff nach Adhemars Brust und hatte die geballte Faust erhoben, um sie auf des Gegners Gesicht niederzuschmettern; aber drohend, zaudernd ergriff er plötzlich die eiligste Flucht.

Adhemar war verwundert, sich als Sieger auf dem Kampfplatz zu sehen, als er dicht neben sich eines anderen Mannes gewahrte. War er Feind oder Freund? — Adhemar, einmal in Kampfesmuth, sprang zurück und setzte sich in die Lage, einem Angriffe zu begegnen.

„Sein Sie außer Sorge!“ — sagte der Andere, mit etwas fremdem Accent. — „Ich habe mit dem fliehenden Schurken nur gemein, daß ich sein Geld in der Tasche trage. Sein Anfall auf Sie galt mir. Um so mehr wünsche ich, daß Sie keinen Schaden genommen haben.“

„Ich fühle mich unverletzt“ — antwortete Adhemar.

„Sie gehen zur Stadt? — Da können wir den Weg mit einander machen!“

Adhemar willigte schweigend ein.

Der Fremde begann wieder: „Höchstens ein paar hundert Thaler hat der Mensch verspielt; und darum einen so verzweifelten Schritt thun! Das war überhaupt eine armselige Gesellschaft: pensionirte Offiziere, die morgen nicht zu Mittag speisen, wenn sie heute acht Groschen verspielen; kassirte Beamte, die ihre Frau auf den König, ihre Kinder auf den Bauer setzten, wenn nur ein Banquier darum abschlagen wollte. Die beste Sorte waren noch die Commis; aber unnützer Weise sind sie zu vorsichtig mit ihres Herren Geldern. Finde ich keine vollere Gesellschaft, dann wird meines Bleibens hier nicht lange sein! Hätte mich der Kerl nur nicht verfehlt; der Abend hätte mir doch einen Spaß gebracht: ein zerschmettertes Nasenbein würde bekunden, daß der Kapitain Charmier auch im Faustkampf seinen Meister sucht!“

Der Kapitain hatte so fortgesprochen, unbekümmert um den Begleiter. Adhemar erwachte in der That erst aus seinen Gedanken, als die Stimme neben ihm verhallte. Er warf einen Blick auf den Kapitain und konnte bemerken, daß dieser mit seiner Meisterschaft im Faustkampfe wol nicht geprahlt habe. Zwar hatte er nur die mittlere Größe: er war fast um einen Kopf kleiner als Adhemar; aber auch in dem Dunkel der Nacht wurden die Umrisse einer kräftigen Gestalt mit den breiten Schultern und der hohen Brust sichtbar; fest und rasch waren seine Bewegungen.

Adhemar war wieder auf seinem Zimmer. Er sprach mit sich selbst: er forderte sich auf zu männlicher Kraft, und er fühlte sie in sich. Aber in seinem Kopf war's wüst, in der Brust so stumm, und doch keine Ruhe. Als er die Uhr ablegte, fehlte die goldene venetianische Kette. Helene hatte sie ihm in die Fremde nachgesandt; und er hatte sie als ein heiliges Symbol betrachtet. Vor wenigen Stunden noch hätte er Alles aufgeboten, um wieder in ihren Besitz zu gelangen, jetzt sagte er: „Es war feines Gold; der unglückliche Spieler wird daran einigen Ersatz haben."

Adhemar blieb den größten Theil der Nacht auf. Er schrieb viel in seinem Tagebuch, dann beantwortete er den Brief des Oheims, zuletzt wünschte er seiner

Cousine Glück zu ihrer Verlobung. Der Brief an sie, die Verlobte, war sehr verschieden von denen, welche er an die Geliebte zu schreiben pflegte. Der jugendglühende Muth, das tiefe, zarte Gefühl, der ganze dichterische Schwung, welcher sonst jede Zeile lebendig färbte, war einer kalten Glätte, einer ernsten Reflexion gewichen. Und Adhemars Wangen brannten doch. Aber über die hohe Stirn war eine tiefe, kalte Blässe ausgegossen, die gewellten frischen Lippen waren eingebissen und das feste, edle Auge blickte starr. Er hatte einen harten, männlichen Kampf bestanden; er glaubte sich Sieger. Warum floh ihn aber der Schlaf?

Zweites Kapitel.

Adhemar hatte das Studium der Rechte betrieben, wie es der Oheim gewünscht. Obgleich er selber nicht den Geist besaß, welcher sich an der strengen Konsequenz juristischen Denkens erfreut, so hatte er sich doch tüchtige Kenntnisse im Recht erworben. Ein rascher, eindringender Geist ließ ihn leicht das Gebiet jeder Wissenschaft überschauen, und das Gedächtniß blieb ihm auch in Einzelnheiten treu. Jetzt aber bedurfte er eines le=

bendigeren Interesses, um dem natürlichen Zuge seiner Gedanken eine Gegenkraft zu leihen. Er suchte diese in dem Studium der Geschichte, deren weite Gebiete und hohe, ewige Interessen uns am fernsten hinausführen über die engen Schranken und die kleinen, irdischen Sorgen der Persönlichkeit. — Bald verschwand Adhemar aus dem fröhlichen Kreise seiner Jugendgefährten. Er war ernst und wies entschieden jede Theilnahme an den Vergnügungen der Freunde zurück. Sie beklagten, daß er zu viel arbeite, daß er seine Gesundheit zu Grunde richte; denn er sah sehr blaß. Doch bald kümmerte sich Niemand mehr um ihn. Nur Karl Pieker wollte ihn nicht aufgeben. Er ahnte wohl, daß ein plötzliches Ereigniß in des Freundes Lebensgang gewaltsam eingegriffen; doch Adhemar war verschlossen. Sonst hatten die Jünglinge oft im erhebenden Gespräch die tiefsten Seiten des Gemüths vor einander entfaltet; jetzt, wenn die Unterhaltung sich auf die alten, vertrauten Bahnen lenkte, umzog Adhemars Züge eine Kälte, die auch Karls Brust eisig erfaßte und ihn schweigen machte. Ueber juristische Beziehungen dagegen sprach Adhemar mit größerem Antheil als sonst; und Karl behandelte sie am liebsten. Die Geschichte weckte in jenem die vollste Kraft seines Geistes, und Karl folgte ihrem Zuge. Adhemar deutete öfter an, daß das Leben nur

des Lebens werth sei, wenn es uns ein Monument in der Geschichte baue. Karl widersprach.

„Ich läugne nicht" — sagte er — „die Fortschritte menschlicher Entwickelung, und ich weile gern bei den großen Ernten der Geschichte; aber ungern begebe ich mich auf die mit Blut gedüngten Felder, wo sie erwuchsen. Mich jammert des Todes und des Elends der Millionen, von dem sich die folgenden Geschlechter nähren."

„Die Natur" — entgegnete Adhemar — „hat einen unermeßlichen Reichthum zur Verfügung der Geschichte gestellt, und Sparsamkeit wäre Thorheit. Nur mit großartigen Mitteln erbaut sich der herrliche Palast."

„Und Timurlank erbaute zu ihm die Mauern und Thürme aus Leibern und stellte hinein die Bilder geschundener Menschen. Die Geschichte ist gräßlich!"

„Solche Episoden scheinen sehr überflüssig, scheinen eine unpoetische Verschwendung in dem großen Epos; und sie sind es nicht!"

„Was erwuchs auf den Blutspuren der asiatischen Eroberer?"

„Kultivirte Völker, die sich gegen rohe Horden nicht zu schützen wissen, verdienen in dem eigenen Blut ersäuft zu werden! Es ist nur gerecht, daß die schmachvolle Schwäche unterliegt. Sie zahlt die eigene und

der Väter Schuld. Nieder mit den Feigen! — in den Staub mit den Elenden! — unter die Hufe mit dem Schwächling! — Die Geschichte ist auf jeder Seite das große Buch der Gerechtigkeit. Ein Richter zu sein in ihr — sei's mit dem schneidenden Schwert, sei's mit dem flammenden Wort — das ist allein des Lebens, ist des Strebens werth!"

„Die schönere Befriedigung gewährt eine ehrenhafte Wirksamkeit, treu geübt. Das Gemüth bleibt rein, und wilde Leidenschaft vergiftet nicht die Seele. Mag das schwarze Kreuz auf Deinem Grabeshügel versinken, mag der Enkel vergebens nach dem Zeugniß Deines Daseins fragen: Dein Leben war doch herrlich!"

Adhemar hatte Karls Worte nicht gehört. Während er in sich versunken, doch stolz und hoch dastand, schien die Stirn sich erhabener zu wölben, kühn sprach's aus dem Auge, der Glanz einer edlen Leidenschaft verklärte des Jünglings Züge. Es war gewiß, um die eine Leidenschaft niederzukämpfen, hatte er sich in die andre hineingeworfen. An dieser mußte er vollends zu Grunde gehen, wenn nicht ein Auflösungsprozeß das künstliche Produkt des Ehrgeizes zersetzte.

Adhemar suchte häufig einsame Spaziergänge. An die schwanken Bilder des Ruhms reihte sich unvermerkt und immer wieder die Gestalt der Geliebten. Er stieg empor zu den glänzendsten Höhen der Größe; bewundernd schaute sie seinen stolzen Flug; beneidend dachte sie des Glückes, sein Loos zu theilen. Er lächelte spöttisch zu dem kleinlichen Schluß seiner großartigen Dichtung; und doch war es meistens derselbe.

Adhemar machte seine Spaziergänge längs des Flusses. Vor der Stadt durchbrach dieser die letzten Vorberge. Dort war sein Bett noch tief und steil eingeschnitten; die Uferränder wechselten zwischen waldbewachsenen Spitzen und beackerten Kuppen. Jetzt führte der Weg in die Tiefe, zwischen den emporragenden Ufern, dann schlang er sich über die waldige Höhe, dann wieder bot er die Aussicht auf eine weite, wellende Ebene. — Adhemar bog aus dem Walde auf die freie Höhe; da sprengte über die grünen Saatfelder ein Reiter im wildesten Laufe heran. Die Steigbügel und der Zaum dünkten ihm kein sicherer Halt mehr: er hatte den Sattelknopf ergriffen. Adhemar sprang hervor; das Roß stutzte, wollte einen Satz zur Seite nehmen; schon hatte Adhemar die Zügel ergriffen. Der Reiter war im Nu herab.

„Puh!“ — sagte er, sich die Stirn trocknend — „lieber auf einer Planke auf stürmischer See, als auf dem falschen Thier! — lieber gegen Wind und Wellen das Steuer führen, als die wilde Bestie lenken! — Ah! eine alte Bekanntschaft! — Ich bin Ihnen zum zweiten Male verpflichtet worden.“ — Es war der Kapitän Charmier. Er trat jetzt einige Schritte vorwärts und blickte den steilen Rand des Ufers hinab. „Wahrlich“ — rief er überrascht aus — „Ihre rasche Entschlossenheit hat mir das Leben gerettet! Ich danke es Ihnen!“ — Der Ausdruck verschlagener Keckheit, welcher dem ganzen Gesicht, besonders den scharfen Augen eingeprägt war, verschwand, als der Kapitän Adhemars Hand treuherzig schüttelte.

„Mein Dienst ist sehr unbedeutend“ — erwiderte Adhemar auf des Kapitäns Dank.

„Ihnen mag auch mein Leben sehr unbedeutend sein; aber mir wahrhaftig nicht! Und auf einem Pferde und auf dem Lande sterben: das wäre zu unnatürlich! Aber, mein theurer Erretter, was machen wir mit der wilden Bestie? — Ich besteige sie nie wieder! Wollen Sie den Bucephalus bändigen?“

Adhemar schwang sich hinauf und lenkte das edle Thier mit Kraft nnd Geschicklichkeit. Ihnen beugte sich der Wille des Rosses, und in ihrem Siege empfand

Adhemar wieder das Aufwallen unbefangener Jugendlust. Munter tummelte er das gelenke Thier durch alle Gangarten, dann wieder ließ er es im wildesten Laufe dahersprengen, und immer behielt er es in seiner Gewalt. Der Kapitän sah dem muthigen Spiel mit Vergnügen zu und trug Adhemarn an, sich das Pferd satteln zu lassen, so oft es ihm beliebe.

Mehrere Tage waren vergangen und Adhemar hatte von des Kapitäns Anerbieten keinen Gebrauch gemacht; er hatte das ganze Ereigniß schon beinahe vergessen, als Charmier zu ihm eintrat. Er tadelte Adhemarn, daß dieser sich noch nicht den Bucephalus habe satteln lassen; zugleich bat er ihn bei einem Souper sein Gast zu sein. Adhemar wollte es ablehnen, aber der Seemann sagte: „Sie dürfen mir diese kleine Gelegenheit nicht abschneiden, meine Verbindlichkeit gegen Sie zu äußern, das wäre beleidigend."

„Sie haben keine Verbindlichkeit gegen mich" — erwiderte Adhemar.

„Es ist egoistisch, einen leicht gebrachten Dank nicht anzunehmen: es schmeichelt uns das Gefühl, der Andere sei noch unser Schuldner."

„Ich hoffe, daß Sie die Reflexion nicht auf mich anwenden: ich habe Ihnen dazu keine Veranlassung gegeben; ich habe mich Ihnen nicht aufgedrängt." —

„Ihrem Alter" — unterbrach der Kapitän ironisch lächelnd den Sprechenden — „Ihrem Alter steht das Aufwallen des Unwillens bei solcher Veranlassung noch recht natürlich, recht schön! Wären Sie zehn Jahr älter, dann hielt' ich Ihre Aeußerung für eine Maske. Sie werden auch noch lernen, mit dem Verdienst Ihrer Thaten zu wuchern."

„Nie! Die That muß zugleich der That Lohn sein!"

„Ich disputire nicht gern über Dinge, bei denen sich der Mensch selbst, aus Hochachtung vor sich, betrügt. Aber glauben Sie mir, ich kenne den Menschen; denn ich kenne mich selber. Sieht man Monate hindurch Nichts als das weite Meer und die Wölbung des Himmels — man muß sich aus langer Weile selbst beschauen. Da sieht man denn gar seltsame, nie geahnte Dinge. In der Kajüte unseres Herzens, an den Raaen und in der Takelage unseres Geistes sitzt es voll kleiner, boshafter Dämonen, die lustig auf- und niederhuschen, wie die Schiffsjungen an der Strickleiter. Es gehört die Ruhe einer Windstille dazu, um sie so recht genau in ihren Manövern zu beobachten. Das aber macht uns denn auch feiner in der Beobachtung Anderer."

„Immer doch nach der Einseitigkeit unseres Wesens!"

„Die menschlichen Regungen sind in ihren Grundzügen bei Allen dieselben. Beleidigung weckt überall die Rache, Wohlthat den Dank. Der Edle rächt sich vielleicht durch eine Wohlthat — um so bitterer für den Empfänger, um so schmeichelhafter für das stolze Selbstgefühl des Gebers. O, ich kenne sie, die zartsinnigen Thoren, die sich und Andere betrügen!"

„Der Einfluß der Bildung auf die rohen, natürlichen Triebe — verdreht und verkrüppelt diese, ihre Macht aber bricht er nicht! Das alte Feuer glimmt fort unter der Asche der Kultur und zündet heimlich, tückisch, wo es sonst als Opferflamme auf dem Altare freier, großartiger Leidenschaften glühte."

Adhemar antwortete nicht. Der Unbefangene fühlte wol, daß auf des Kapitäns Behauptungen viel zu entgegnen sei; aber es hätte eben so vieler Keckheit und Zuversicht bedurft, als Charmier in seine Worte zu legen wußte.

Am Abende fand sich Adhemar zu dem Souper ein. Die Speisen waren gut, die Weine trefflich, die Gesellschaft munter, selbst geistreich, ihr Ton frivol. Sie bestand aus alternden Hagestolzen und jungen Roués. Adhemar fühlte sich unter ihnen beengt; nur mit dem Wirthe hatte er einige Worte gewechselt. Dieser erzählte bald die beiden Abentheuer, welche ihn mit Adhe-

mar zusammengeführt hatten. Die Gesellschaft lachte über die komische Beschreibung, welche der Kapitän von seinem unfreiwilligen Parforce-Ritt machte, und spöttelte über die Scheu, welche er vor seinem Bucephalus äußerte. Er mußte den unvortheilhaften Eindruck wieder verwischen, welchen er selbst von seinem Muthe erregt hatte.

„Ich bin ein Seemann" — sagte er — „das bewegliche Element des Meeres ist der eigentliche Boden meines Muthes und meiner Mannhaftigkeit; aber auch auf dem Lande kenne ich die Furcht nicht. Ich stand in Kämpfen, wie sie furchtbarer und gefahrvoller in unserem kriegerischen Europa nie waren." — So machte er den Uebergang zur Schilderung der wilden Fehden, welche er gegen die kräftigen und muthigen Stämme auf Madagaskar mitgefochten. Er erzählte gut, mit lebendigem Schmuck, und unvermerkt füllte er den Hörer wieder mit Achtung vor der Kraft seines Muthes und seines gewandten Geistes.

„Und was halten Sie von diesen nutzlosen Kämpfen, bei denen Sie in jeder Stunde ein Leben des reichsten Genusses auf's Spiel setzten?" — fragte Herr von Weitenau, den Adhemar nach langer Zeit hier zum ersten Male wiedersah.

„Die Ehre mannhafter That!" — antwortete Adhemar aufwallend.

„Pah! Ehre, Ruhm: leere Phantome! Ich hatte die Aufregung des Augenblicks" — rief der Kapitän.

„Kampf und Gefahren haben nur unser Interesse, weil sie uns in ein gesteigertes Leben, in eine Art von Champagner-Rausch versetzen" — sagte ein Offizier.

„Das Leben unter den Küssen eines schönen Mädchens ist dann der schönste Kampf" — lachte das Faunengesicht eines Regierungsrathes, dessen dünnes Haar sich schon grau gefärbt.

Nach dem Souper legte der Wirth eine Bank auf. Adhemarn war es gleichgiltig ein paar Goldstücke zu gewinnen oder zu verlieren. Bei niedrigem Einsatz und besonnenem Spiel blieb auch sein Verlust gering. Sonst wurden bedeutende Summen gewonnen und verloren, ohne daß von der einen Seite Freude oder von der anderen Unwillen geäußert worden. Es war die anständigste Spielergesellschaft, die man sehen konnte. Erst spät in der Nacht ging sie auseinander.

Adhemar sah den Kapitän jetzt öfter. Dieser hatte das Bedürfniß eines Umgangs, der ihm Gelegenheit bot, seine leeren Stunden auszufüllen und seine Raisonnements über das Leben und die Menschen spielen zu lassen. Adhemar glaubte durch den ältern und

erfahrenern Mann immer zu gewinnen, wenn er auch dessen Ansichten nicht theilen, noch billigen mochte. Durch den Kapitän wurde er nach und nach in den Kreis neuer Bekanntschaften gezogen. Der Jüngling glaubte sich über alle Standesvorurtheile weit erhaben; er wollte überall nur den Menschen nach dem innern Werthe schätzen; und doch schmeichelte ihm der vertraute Umgang mit Männern, die äußerlich nur höher gestellt waren, als er selbst.

Mit Weitenau knüpfte sich das alte Freundschaftsverhältniß genauer wieder an, als es einst bestanden. Adhemar erhielt von seinem Oheim einen sehr guten Wechsel und achtete des Geldes nicht; Weitenau hatte von seinen Ahnen kaum mehr ererbt als das alte Wappen. Er besaß das gefälligste Wesen, ein glänzendes Aeußere und einen gewandten Geist. Er war hoch, aber fein gewachsen; das Auge funkelte in der dunkelsten Gluth und bildete einen interessanten Kontrast mit dem zarten, blassen Gesicht. Es trug jenen länglichen Schnitt, der immer mehr die breiten, ehrlichen, deutschen Formen verdrängt. Deutschland ist Jahrhunderte hindurch der Tummelplatz auch der südlichen Nationen gewesen, und das zeigt sich merklich in dem Verwischen der nationalen Gesichtsbildung.

„Was können wir besser thun" — sagte Weitenau

einst — „als das Leben genießen. Alles Dasein der Natur strebt nach Genuß und verwendet darauf seine besten Kräfte. Nur der Mensch hat den närrischen Gedanken, daß er zu etwas Höherem bestimmt sei — mit welchem Recht?“

„Mit dem Recht der höheren Kräfte!“ — erwiderte Adhemar. „Und Du selbst würdest ja nicht einmal des Lebensgenusses fähig sein, wenn Du nicht auf das Höhere hingebildet wärest.“

„Warum sollte nicht ein Bildungsgang möglich sein, der uns nur zum reichen und schönen Genuß des Lebens anleitete.“

„Nicht anders, als wenn er zugleich unsere Kräfte für und durch ernste Thätigkeit stählte.“

„Du bist noch viel zu sehr gelehrter Pedant! — Laß uns die Stunden bis zum Mittag mit der hübschen Erneste verplaudern! Es ist ein allerliebstes Mädchen!“

So zog er Adhemar mit sich fort.

Erneste Roland hatte erst vor wenigen Monaten die Bühne betreten, und sie war schon der Liebling des Publikums. Ihr Vater hatte ein nicht unbedeutendes Vermögen verschwendet, und jetzt diente die Gage der Tochter seinem Hange zum Spiel und zum Wohlleben. Ernestens glänzende Talente zu entwickeln, waren allerdings die Kosten nicht gespart; aber nach dem frühen

Tode der Mutter hatte das lebhafte Mädchen der umsichtigen Leiterin entbehrt. Erneste besaß Bildung, besaß Geist; ihr fehlte aber der Takt zarter Weiblichkeit. Den hatte die alte Annette, die Haushälterin, ihrem geliebten Pflegling nicht geben können.

„Sie kommen" — sagte Erneste, als Weitenau und Adhemar eintraten — „mir Schmeicheleien über mein gestriges Spiel zu sagen."

„Wer könnte eine Schmeichelei erdenken, die an Ihnen nicht im Augenblick zur Wahrheit würde!" — erwiderte Weitenau.

„Eine hübsche Phrase! — Die vergessen Sie nicht wieder, Herr von Weitenau! — Herr Tangen wird mir sagen, ob ich die Johanna richtig gespielt habe?"

„Ich sah eine hohe, edle Jungfrau; aber ich vermißte die andere Seite des Schillerschen Bildes: die einfache Schäferin, begeistert durch den Ruf ihres Gottes, allein getragen und gehalten in der fremden Sphäre durch die heilige Schwärmerei des innigsten Gemüthes."

Erneste sann eine Zeit lang nach, dann sagte sie: „Der rauschende Beifall des Publikums ließ mich in der That glauben, daß ich jeder Kunstanforderung gleichfalls genügte; aber Ihr Tadel ist gerecht. Ich werde die Rolle mit größerem Fleiße studiren."

„Ob Studium hier allein ausreicht? — Die Fähigkeit, jenes hohe, kindliche Gemüth zu begreifen“ —

„Die trauen Sie mir nicht zu!“

„Sie setzt wenigstens Anklänge im eigenen Gemüth voraus“ —

„Auch Sie verstehen mich nicht!“ — sagte Erneste mit einem halb schmerzlichen, halb vorwurfsvollen Blick.

Adhemar war betroffen.

Weitenau hatte scheinbar theilnahmlos einige Accorde auf dem Pianoforte angeschlagen. Jetzt wandte er sich um und sagte mit leichtem Spotte: „Aus der ästhetischen Vorlesung meines gelehrten Freundes wäre beinahe eine moralische geworden.“

„Auch die könnte von Nutzen für eine Künstlerin sein“ — erwiderte Erneste nachdenklich. Weitenau aber wußte dem Gespräch leichtere Beziehungen zu geben. Er bemühte sich unzweifelhaft, Erneste für sich zu interessiren.

Drittes Kapitel.

Den Abend brachten die jungen Männer in Gesellschaft des Kapitäns zu. Weitenau erzählte von ihrem Besuch bei der jungen Schauspielerin; er behauptete, daß Adhemar in ihrer besonderen Gunst stehe.

„Tangen" — sagte der Kapitän — „ist auch ganz der Mann, junge, schwärmerische Mädchenherzen zu gewinnen. Sie, Weitenau, müssen sich die Koketten wählen; und ich könnte bei erfahrenen Frauen mein Glück machen, wenn ich es nicht am Roulette suchte."

„Wenn Sie aber eine reiche Frau gewinnen könnten?" — fragte Weitenau.

„Der Kapitän wird eilen, sie wieder zu verspielen" — bemerkte Adhemar.

„Sie haben Recht! Das Spiel ist die Poesie meines Lebens. Der nüchternste Mensch muß so ein poetisches, d. h. unverständiges Steckenpferd reiten. Wenn ich spiele, bin ich in meiner Begeisterung; ich bin ganz dem Augenblick, der Gewalt des Gottes hingegeben, vielleicht mehr als die meisten Dichter."

„Aber der Dichter ist schaffend unter dem Einfluß des herrschenden Augenblicks, Sie sind nur leidend unter dem launischen Wechsel des Zufalls."

„Sie sind kein Spieler; Sie wissen nicht, welchen Antheil die poetische Stimmung an dem Glück und Erfolg des Spieles hat!"

„Und wo sind die Werke Ihrer Poesie?" — lachte Adhemar.

„Das Spiel ließ mich Ehre und Ruhm vergessen: ich vernachläßigte den Dienst und mußte den Abschied

von der Marine nehmen. Das war das Jugendwerk meiner poetischen Laune. Ich bewirthschaftete das Gut meiner Mutter und verspielte dessen halben Werth; meine Mutter starb aus Kummer. Mit der Tragödie debütirte mein Mannesalter. Um die Gerechtigkeit des Schicksals zu retten, verfaßte ich sogleich ein Melodrama: ich verspielte die andere Hälfte meines Erbes. Ich war stolz wie ein Held, der sein Alles dem tückischen Geschick entgegengesetzt und endlich dem Glücke unterlag; aber um Sous spielen zu müssen, ist ein zu zu elendes Dasein! Ich suchte meinen Großvater in Deutschland auf. Seine Poesie fiel in ein ganz anderes Genre als die meinige: er liebte das Geld aus Geiz. Wir würden uns gewiß sehr schlecht verständigt haben, hätte ich ihn nicht auf dem Krankenbette gefunden. Der Anblick seines Enkels vermochte ihn, das Testament, durch welches er ein Hospital zum Haupterben eingesetzt, zurückzunehmen. Er starb, und ich bin sein alleiniger Erbe."

„Endlich ein Lustspiel!" — rief Weitenau.

„Ihm fehlt noch der glückliche Schluß" — sagte Adhemar.

„Ja! junger Mann; aber er wird zu dem Ganzen eben so gut passen, wie der, welchen Sie einst machen. Auch Sie haben Ihre Poesie!" — sagte der Kapitän ernster, als es sonst von seinem Munde klang.

Erneste hatte Klärchen in Göthe's Egmont gespielt. Das schöne Glück der Gegenwart, das leise Bangen der Zukunft, die kindliche Verehrung für den hohen Mann, das vertrauende Hingeben an den Geliebten, die zarte Theilnahme an dem Jugendfreunde, der muthige, heldenkühne Aufschwung, der entschlossene Abschied von dem verödeten Leben — das Alles hatte Erneste in so lebendigen, treuen Zügen hingestellt, daß ihre Wahrheit tief in die Seele der Zuschauer drang. Sie hatte die lebhafteste Sympathie geweckt; der rauschendste Beifall hatte ihre Leistungen anerkannt.

Adhemar eilte aus der Loge auf die Bühne. Er wollte Ernesten sein volles, sein enthusiastisches Lob aussprechen. Sie aber hatte die gefalteten Hände in den Schooß gelegt, und das Haupt war auf die Brust gesunken, daß die reich wallenden Locken das jugendschöne Gesicht bedeckten. Als sie Adhemar bemerkte, hob sie langsam den Kopf empor, und er schaute in einen seltsamen, schmerzlichen Blick. „Was ist Ihnen?" — rief er erschrocken. — „Sie sehen blaß! — Sie sind krank!"

„Sein Sie ruhig, mir ist ganz wohl!"

„Unmöglich! Ihr Anblick widerspricht Ihren Worten."

„Mir fehlt Nichts!"

„Und ich finde Sie in dieser Haltung nach dem glänzendsten und gerechtesten Triumph, der Ihrer Kunst wurde!"

„Wie oft mußte ich Ihnen schon sagen, daß Sie von meinem inneren Wesen Nichts ahnen!"

„Und was soll das hier? — was hat es mit Ihrem heutigen Spiel zu schaffen?"

„Habe ich nicht meine eigene Lebensrolle heute Abend abgespielt? — Bin ich nicht selber das unglückliche Klärchen, welches Sie eben in den Tod gehen sahen? — Ich werde einen Mann lieben, der edel und groß gesinnt, wie Egmont; er wird mich wieder lieben; ich fühle in mir die Kraft, eine hohe Seele zu fesseln. Was wird unser Loos sein? — Er wird mich verlassen; das Leben wird ihn von mir zurückfordern und mir nicht einmal das letzte Glück gewähren, mich ihm im Tode zu vermählen!"

„Wie dürfen Sie so sprechen, Erneste? — Sie haben ein schönes, reiches Glück zu verschenken, und ewig werden Sie den Mann Ihrer Wahl fesseln."

Adhemar hatte voll inniger Theilnahme ihre Hand ergriffen. Sie heftete einen ernsten, festen Blick auf ihn und ließ es geschehen, daß er ihre Hand an seine Lippen drückte.

Nur in den herkömmlichen Visitenstunden nahm Erneste Besuche an. Herr Roland kannte sehr wohl die gefährliche Stellung einer schönen, gehuldigten Schauspielerin. Er hatte es der alten Annette auf's Schärfste eingeprägt, jeden Besuch zu anderer Zeit abzuweisen. Dennoch verließ Adhemar jetzt Abends mit dem Glockenschlage neun jede Gesellschaft. Nicht die herrschende Lust, nicht die tadelnden Neckereien hielten ihn zurück. Er schützte seine Gesundheit und das Gebot des Arztes vor. Das war leerer Vorwand! Was sein Freund Geheimes trieb, beschäftigte Weitenau's Neugierde und — Eifersucht. Er war überzeugt, daß Erneste Adhemarn liebe.

Adhemar hatte, wenige Tage nach der Aufführung des Egmont, Ernesten aus dem Theater zu ihrem Wagen geleitet, in welchem Annette sie abzuholen pflegte. Es war ein milder Winterabend; die Luft war rein und klar, der Mond so hell und die Sterne so glänzend, als erleuchte noch die Sonne den Tag. Erneste fühlte sich, nach der Anstrengung des Spiels und der schwülen Theater-Atmosphäre, von dem frischen Aether des Himmels stärkend angeweht. Schon stand sie auf dem Wagentritt, als sie sich wieder umwandte und ausrief: „Ich mag jetzt nicht hinein in den engen Raum! Mir ist so wohl bei dem Hauch der Kühle, unter dem hohen

Dach des Himmels! Fahre Du langsam nach Hause, Annette; ich folge Dir. Herr Tangen wird wol so gefällig sein, mich zu begleiten."

Annette wollte Einwendungen machen; Erneste wies sie entschieden zurück. Sie hatte Adhemars Arm ergriffen und sagte: „Ich fühle mich jetzt so glücklich, wie nur je in den Tagen der sorglosen Kindheit, und ich schaue so vertrauend empor zu dem Himmel, als könnte nur Segen herabströmen."

„Es ist die Weihe der Kunst, die sich immer herrlicher herabsenkt in Ihr reines, empfängliches Gemüth" — sagte Adhemar.

„Das kann es kaum sein, was mich so glücklich stimmt! Ich denke, ich studire, ich mühe mich, und das Beste, was ich leiste, fällt mir zu als das Geschenk eines glücklichen Augenblicks."

„Sie verdanken es dem Genius in sich."

„Sollte es bei den Frauen, die als Künstlerinnen gerühmt werden, nicht überhaupt so sein? — Ich zweifle, daß der Geist der Kunst, in dem vollen Ernst und der ganzen Tiefe seiner Bedeutung, sich der Frau erschließe. Die Kunst ist weiblich: sie kann sich nur dem Manne vermählen."

„Jeden Falls ist die Kunst des Mannes eine andere, als die der Frau: der Mann erkämpft ihre Gunst

durch den Ernst der Mühen, die Frau lockt sie, wie ein Kind, in ihren Schooß durch einen gewinnenden Blick."

Sie standen an Ernestens Wohnung. Adhemar wollte sich verabschieden; er folgte aber Ernesten, als diese eintretend das Gespräch fortsetzte: „Und die Frau thut auch das Beste, wenn sie mit der Kunst hätschelt, wie mit einem Kinde. Ich möchte gern Bedeutenderes thun, aber fast verzweifle ich."

Annette machte ein finsteres Gesicht, als sie Adhemarn ihrer jungen Herrin folgen sah. Bald aber fand sie Gelegenheit, sich in das Gespräch einzumischen. Sie konnte erzählen, welche Noth sie mit dem wilden Mädchen gehabt, auch die Lehrer und Lehrerinnen hätten stets geklagt, daß die herrlichsten Anlagen unentwickelt blieben; die Musik allein habe den unstäten Sinn fesseln können.

Erneste lächelte. „Ja" — sagte sie — „so war ich! leichtsinnig, verwegen, unbeständig! — Ich wär' es vielleicht geblieben, wenn die Verhältnisse mich nicht gezwungen hätten, das Leben ernster ins Auge zu fassen. Doch ich bin es zufrieden, daß ich mir noch Vieles von jenem unbesonnenen Frohsinn bewahrte!"

Adhemar kam von jetzt an fast jeden Abend.

Erneste besaß Ahnungen von der Kunst, die sie geistreich und bedeutend auszusprechen wußte. Adhemar

hatte, um Ernestens willen, einige theoretische Kunststudien gemacht, und er konnte dadurch die Anschauungen der Freundin regeln. So waren ihre Unterhaltungen lebendig und Beiden interessant.

Den Mann kümmern die Freundinnen der Geliebten wenig: er nimmt sie, wie sie sind. Je fester er selbst an Charakter ist, um so weniger beurtheilt er überhaupt den Menschen nach seinem Umgange. Die Verhältnisse — das weiß er — führen oft die entgegengesetztesten Charaktere zusammen, und ein einziger kräftiger Grundzug wird das Band für alle Zeiten, wie auch sonst die Nüancen ihres Wesens wechseln. Frauen dagegen und charakterschwache Männer legen ein großes Gewicht auf Freundschafts- und Umgangsbeziehungen. Das thun sie aus ihrer eigenen Lenksamkeit heraus, und ein Mädchen glaubt nicht eher ihren Geliebten ganz zu kennen, bis sie auch seinen Umgang kennen gelernt. Erneste wußte um Adhemars Verkehr mit dem Kapitän, mit Weitenau und anderen Menschen des Schlages. Wie sehr ihr diese mißfielen, hatte sie oft angedeutet.

„Ich weiß nicht" — sagte sie — „was Ihnen mit jenem Kreise gemein ist. Der Adel Ihrer Gesinnung wird dort verhöhnt und eigennützig gemißbraucht. Wär' ich ein Mann mit Ihrem Geiste: Zeit und Kräfte wür-

den mir trefflicher dienen! Ja, selbst die Zeit, welche Sie mir schenken, sollte Ihnen kostbarer sein!" — Zu diesen Worten malte sich in Ernestens Zügen der Schmerz, daß Adhemar einst wirklich so glauben könnte. Das war ihm das Geständniß einer Liebe, die er längst geahnt, die er aber eben so oft wieder weggeläugnet hatte. In seiner Seele war Helenens Bild noch zu lebendig: er liebte Ernesten nicht; nur Theilnahme hegte er für das seltsame Mädchen. Er konnte sie nicht verletzen, er konnte ihr nicht sagen, daß sie seiner Liebe ewig fremd bleiben würde! „Erneste" — sprach er — „ich bin Ihr einziger Freund, und Sie wollen mich von sich weisen?"

„Wenn es Ihr Glück so fordert!" — erwiderte sie mit zitternder Stimme.

„Ich finde das Glück in Ihrer Nähe!"

So hatte Adhemar eben gesprochen, als plötzlich die Thür des Zimmers aufgerissen wurde; und Herr Roland, begleitet von Weitenau und dem Kapitain, trat ein. Das Schweigen der Ueberraschung herrschte einen Augenblick von allen Seiten; aber in des Vaters zürnenden Zügen stand zu lesen, daß er gegen die Tochter und den Geliebten donnernd losbrechen werde. Adhemar suchte den Sturm abzulenken. „Sie sind erstaunt, Herr Roland" — sagte er — „mich hier zu finden. Der Wagen Ihres Fräulein Tochter hatte sich

verspätet. Das verschaffte mir die Erlaubniß, Ihre Tochter nach Hause zu begleiten."

„So mag es heut gewesen sein; aber ich weiß, daß Sie fast jeden Abend von dem unbesonnenen Mädchen empfangen werden" — rief der Vater mit Heftigkeit.

Adhemar konnte jetzt leicht in eine peinliche oder gar alberne Rolle gerathen. Davor mußte er sich retten. Das Mittel war energisch. „Wenn Sie" — sagte er — „von meiner öfteren Anwesenheit in Ihrem Hause wissen, so erlauben Sie, daß ich in Ihrem Fräulein Tochter jenen Herren meine Verlobte vorstelle."

Der Vater war überrascht. Adhemar galt als ein reicher Mann, und ein solcher Schwiegersohn konnte dem Herrn Roland willkommen sein. Das überdachte er schnell und sagte: „Ich gestatte Ihnen, morgen um meine Einwilligung anzufragen. Und nun weiter kein Wort mehr von der Sache! — Annette zehn Flaschen Champagner!"

Erneste verließ das Zimmer; der Wein wurde gebracht; Herr Roland, Weitenau und der Kapitän sprachen ihm in bester Laune zu. Sie plauderten, wie gewöhnlich, von den delikatesten Austern, von den feinsten Weinen, den schönsten Mädchen und von der Tücke des Glücks. Adhemar war unmuthig aufgeregt, und er entfernte sich bald.

Am Morgen des anderen Tages war Weitenau zeitig bei dem Freunde.

„Ich habe mir" — sagte er — „viel vorzuwerfen: ich bin die Ursache, daß Dir gestern der Alte so unvermuthet über den Hals kam. Wir saßen bei Saloni; das Gespräch kam auf Dein sonderbares Verschwinden zur neunten Stunde. Roland fragte, ob Niemand wisse, was dahinter stecke? — Ich war unbesonnen genug, spottend zu äußern, er könne das am besten wissen. Und nun hat der Mensch eine so verdammte Art, zu fragen, daß er mir endlich mein Geheimniß entriß. Da hättest Du sehen sollen, wie der Alte auffuhr! Er sprach von Schurken, die jedes Mädchen glaubten ungestraft verläumden zu können, und andere Dinge, die ihm seine verletzte Eitelkeit eingab. Zuletzt wurde ich auch heftig: es hätte einen argen Auftritt gegeben, wenn nicht der Kapitän vermittelnd dazwischen getreten wäre. Er führte das Ende unseres Streites auf zehn Flaschen Champagner, die Derjenige leisten solle, welcher den Anderen ohne Grund gereizt habe. Ich erklärte mich bereit, noch an demselben Abend den Beweis meiner Behauptungen zu führen. So überraschten wir Euch. Unterwegs war mir freilich die Sache wegen Deiner leid geworden; ich wäre gern wieder umgelenkt; doch jetzt bestand der Alte auf Entscheidung.

„Für zehn Flaschen Champagner" — sagte Adhemar — „sind auch der gute Ruf eines Mädchens und die Ehre eines Freundes nicht zu wohlfeil verkauft!"

„Du bist bitter! Wirst Du die Unbesonnenheit des Freundes nicht verzeihen?"

„Ich wüßte nicht, was ich Dir nicht verzeihen könnte!" — sagte Adhemar mit einem Anflug von Verächtlichkeit.

„Du willst mich beleidigen!"

„Nein, nein! Beruhige Dich! Woher aber wußtest Du, daß ich zu Ernesten ging?"

„Sie liebte Dich: und welcher junge Mann wird sich die Liebe einer Schauspielerin nicht zu Nutze machen!"

Adhemar schaute den Sprechenden mit durchbohrendem Blick an und fuhr auf: „Ein ähnliches Wort noch, Herr von Weitenau, und wir haben nur durch Kugeln mit einander zu reden! Erneste ist meine Verlobte!"

„Jetzt ist es an mir, zu beruhigen. Ich wollte Dich wahrlich nicht beleidigen! Aber Du wirst doch nicht den Theater-Coup, der gestern Abend so trefflich angebracht war, zur Wirklichkeit machen wollen?"

Adhemar wandte ihm verächtlich den Rücken. Weitenau ging noch einige Male im Zimmer auf und nieder und sagte dann Adhemarn ganz unbefangen Adieu.

Viertes Kapitel.

Als Adhemar mit beengter Brust, aber mit festem Entschlusse die Straße hinunterschritt zum Hause der so unerwartet Verlobten, sah er Weitenau dasselbe verlassen.

Herr Roland empfing ihn kalt und begann: „Sie haben den guten Willen gezeigt, die Beleidigung auszugleichen, welche Sie meinem Hause zufügten: es fragt sich, ob Sie die Mittel dazu haben, ob Sie mir und meiner Tochter eine anständige Stellung in der Gesellschaft sichern können."

„Meine Kräfte werden einst jedenfalls meiner Frau und mir ein angemessenes Loos sichern."

„In der Hoffnung auf die Früchte, welche Ihre Kräfte tragen können, müßte meine Tochter manches Lebensglück verscherzen. Nein, junger Herr, mit einer Liebschaft soll sich das Mädchen nicht hinziehen! Haben Sie hinlängliches Vermögen, so wird meine Tochter bald Ihr Weib; im andern Falle gebe ich Ihnen Ihr Wort zurück, und verbitte mir, daß Sie je wieder mein Haus betreten."

Adhemar war betroffen; er mußte gestehen, daß er von seinen Vermögensverhältnissen gar Nichts wisse.

„Dann" — sagte Herr Roland — „werden meine Nachrichten begründet sein. Um Sie für die Zukunft vor leichtsinnigen Eheversprechungen zu warnen, will ich Sie über Ihre Lage aufklären: Der Hauptmann Tangen fiel in der Schlacht. Er hinterließ Nichts als einen armen Knaben, dessen sich der im Kriege reich gewordene Oheim erbarmte, ihn wie sein eigenes Kind erzog und mit Freigebigkeit studiren läßt. Dieser Knabe sind Sie. Einen Schwiegersohn, der von der Gnade seiner Verwandten lebt und verschwendet, kann ich nicht gebrauchen."

„Es mag sein, wie Sie sagen: ich weiß es nicht; aber ich werde mir eine ehrenvolle Bahn brechen, ich werde" —

„Brechen Sie sich die Bahn, und dann mögen Sie anfragen, ob meine Tochter für Sie noch frei ist."

„So lassen Sie mich Ernesten wenigstens noch einmal sprechen, lassen Sie mich Verzeihung erbitten für das Leid, welches ich ihr bereitete!"

„Das kann zu Nichts führen. Ich will hoffen, daß Sie meine Tochter nie wieder anders sehen, als wo das ganze Publikum sie sehen kann." — Mit diesen Worten verließ Herr Roland das Zimmer — eine Aufforderung für Adhemar, hier nicht länger zu verweilen.

Adhemar war verwirrt, beschämt, zerknirscht. —

Also von den Wohlthaten seines Oheims lebte er? — Nur durch den eifrigsten Fleiß hätte er sich ihrer würdig machen können; und er verschleuderte seine Zeit, seine Kräfte; er verschwendete fremdes Gut! — War Dem aber auch so? — Er mußte darüber Gewißheit haben! In der aufgeregtesten Stimmung schrieb er an den Oheim. Auf's Dringendste forderte er Aufschluß über die Verhältnisse seines Vermögens. Waren diese, wie er fürchtete, so verbat er sich jede fernere Unterstützung. Es sei dann für ihn an der Zeit, sich selber die Mittel des Daseins zu schaffen; dafür habe ihn des Oheims väterliche Fürsorge mit genügenden Kräften ausgestattet. — Das waren keine leeren Worte. Adhemar hatte seine Kräfte zwar noch nicht geprüft, ehe er die entschiedene Forderung niederschrieb; aber er konnte sie auch nur niederschreiben, weil das Bewußtsein der geistigen Mittel sich kräftig in ihm regte.

Als er so sich selber die mögliche Befriedigung verschafft hatte, dachte er an Ernesten, das unglücklich liebende Mädchen! — Da trat Annette ein mit verweinten Augen.

„Ach! was haben Sie gemacht, Herr Tangen! — mich unglücklich! das arme Kind unglücklich! — Der Herr droht und wüthet; und Erneste läßt das Köpfchen hängen, sieht still und trüb vor sich hin, und eine Thräne

fällt aus dem schönen Auge. Ich dachte wol, daß es nimmer gut enden würde mit Ihren Besuchen; aber wer kann dem lieben Kinde etwas abschlagen? — So bin ich auch jetzt mit Widerstreben zu Ihnen gegangen. Wenn der Alte es erführe!"

„Erneste ist ein starkes Mädchen: sie wird in ihrer schönen Seele den Trost finden, welchen ich ihr gern zuspräche."

„Nein, Sie dürfen sie nicht wiedersehen! Dieser Brief enthält ihre letzten Worte an Sie."

Adhemar öffnete Ernestens Brief. Eine reiche Locke von dem goldig schimmernden Haar Ernestens fiel ihm entgegen. Er küßte sie, nicht mit der Inbrunst eines Liebenden, aber mit der Verehrung, die dem Jünglinge jedes schöne Gefühl heiligt. Dann las er:

„Mit wie seligen Hoffnungen schlief ich ein! — Ich hatte den theuren Mann gefunden, der jede bange Sorge meiner Zukunft verscheuchte, der mich hoch emportrug über das niedrige Gewühl meines Weges. Das war ein schöner, ach! so kurzer Traum. — Mein Geschick hat sich erfüllt; doch weniger hart, als es die bange Ahnung damals in die Seele legte, wo ich als Egmonts Klärchen litt. Das Leben hat mir den geliebten Mann entrissen, aber nicht mit seiner Zustimmung, und Das ist ein schöner Trost!

Wie ich mich fassen werde, wie den gewaltigen Schmerz bekämpfen? — da stürmen die Entschlüsse wechselnd durch meine Seele. Nur das Bewußtsein ist unauslöschlich, daß mein ganzes Leben Ihrer Achtung, Ihrer Liebe würdig bleiben soll!

Ich sage nichts von der Nothwendigkeit, jede Annäherung zu vermeiden. Das, Adhemar, gebietet Ihnen die Ehre.

Daß Sie meiner nie vergessen — fordere ich nicht; aber zum Angedenken an das arme Mädchen und ihre Liebe bewahren Sie die Locke. Hätten doch meine Thränen sie Ihnen zum Talisman des schönsten Glückes geweiht!"

Adhemar war tief bewegt. Er liebte Ernesten nicht; aber er fühlte, daß sie seine Liebe würde gewonnen haben.

So war Adhemars Gemüth durch eine Reihe von Begegnissen getroffen, die ihn zerrissen, aufregten, erschütterten. Es war ein Glück, daß die Antwort des Oheims ihn nicht auch aus seiner äußeren Lage herauswarf. Der Oheim versicherte, daß er selbst nie das Geringste zu den Mitteln beigetragen, deren Adhemar sich erfreue, daß sie vielmehr aus Quellen flössen, welche Natur und Gesetz ihm geöffnet. Ob er einst ein selbstständiges Vermögen besitzen werde: das lasse sich nicht mit Gewißheit bestimmen und werde größtentheils von

seinem Verhalten abhängen. Die Zeit der Aufschlüsse über seine Familien-Verhältnisse sei noch nicht gekommen.

Das Geheimniß reizte Adhemarn. Er fragte, wer ein Recht habe, ihn sich selbst zum Räthsel zu machen. — Er wollte Alles daran setzen, es zu lösen! Die Begegnisse der Folgezeit ließen ihn seine Absicht wieder vergessen.

Erneste war seit mehreren Tagen nicht aufgetreten. Als Adhemar sie zum ersten Male wiedersah, in der Rolle des Käthchens von Heilbronn, war sie wol unendlich lieblich unter der geheimnißvollen, magischen Gewalt der Liebe; aber ihr Spiel schien unsicher, und ihre Worte tönten, als ob ganz andere sich von dem Herzen auf die Lippe drängten. So oft ihr Auge nach der Richtung schweifte, in der es Adhemarn traf, spielte sie nur mit sichtbarer Anstrengung weiter. Das Publikum zollte ihr den gewohnten Beifall, obgleich Jeder fühlte, daß sie nicht die begeisternde Macht übe, mit der sie sonst die Gemüther beherrschte.

Wenige Tage später wurde es bekannt, daß die liebenswürdige, talentvolle Künstlerin gefährlich krank darnieder liege. Das Publikum interessirte sich für sie und war immer über den Stand ihrer Krankheit unterrich-

tet. Bald wußte Adhemar, daß Erneste mit dem Tode ringe. Er war tief beunruhigt. Lange schwankte er, ehe er sich entschloß, an Ernestens Vater zu schreiben. Er versicherte, daß nie ein Wort der Liebe zwischen ihm und Ernesten gewechselt sei; dennoch fürchte er, daß ihr Leiden seinen Grund in einer tief und still genährten Leidenschaft habe. Er bat den Vater dringend, zum Heil seiner Tochter jeden Groll bei Seite zu setzen, und ihm einen Besuch bei der Kranken zu gestatten. Sein Brief blieb unbeantwortet. Er hörte indessen fort und fort, wie der Zustand Ernestens bald zum Besseren, bald zum Schlimmern hinüberschwankte. Endlich hatte die Kraft der jugendlichen Natur den Sieg über die Krankheit davongetragen.

Inzwischen war Adhemar in neuen gesellschaftlichen Kreisen heimisch geworden. Er hatte Empfehlungen an mehrere Familien mitgebracht; er hatte seine Besuche gemacht und war eingeladen worden. Der junge Student hatte indessen an dem ihm neuen Leben fröhlicher Brüderschaften mehr Behagen gefunden, als an den Salons, deren er aus der Hauptstadt gewohnt war. Nur ein Geschäftsfreund des Oheims lud ihn noch jedes Vierteljahr ein Mal, wenn Adhemar nämlich seinen Wechsel bezog, zu Tische. Jetzt erhielt er unerwartet eine Einladung für den Abend. Die Gesellschaft war zahlreich, die Un=

terhaltung jene in unseren Gesellschaften stereotyp gewordene. Adhemar erneuerte hier einige abgebrochene Bekanntschaften und erhielt die Aufforderung, sie fortzusetzen.

Adhemar war ein schöner Mann, er besaß eine reiche wissenschaftliche Bildung, ein schönes musikalisches Talent, und die feinere gesellschaftliche Sitte war ihm durch frühe Gewohnheit die natürlichste und bequemste Form des Betragens geworden. Dennoch stand er der Gesellschaft fremd gegenüber: er hatte noch zu viele und zu lebendige Erinnerungen, die nur ihm allein gehörten. Das schien ihm auch die Ursache, wenn er bei den Männern ein offenes, vertrauendes Entgegenkommen vermißte, wenn Frauen und Mädchen ihn mit einer gewissen Zurückhaltung behandelten. Anders war es nur bei Einigen, wenn die Unterhaltung unter vier Augen geführt wurde. — Adhemar spielte eine seltsame, unbequeme Rolle, und meinte am Ende den gesellschaftlichen Takt durch die lange Entwöhnung verloren zu haben.

Um diese Zeit verließ Karl die Universität. Er kam nun von Adhemar Abschied zu nehmen. Die Freunde hatten sich in vielen Monaten nur selten gesehen. Adhemar bekannte, durch seine Schuld sei das sonst so innige Band gelöst.

„Karl" — sagte er — „laß mich hoffen, daß ich

einst in Deiner Freundschaft den Platz wiedergewinne, aus dem ich mich selbst vertrieben habe. Ich hätte gegen Dich offener sein, Dir mehr vertrauen sollen. Der Stolz, mich nicht im Schmerze klein zu zeigen, ließ mich den Schmerz selbst verbergen."

„Doch hast Du ihn nicht verborgen. Es bedurfte keines scharfen Blickes, um zu sehen, daß Du den Schwerpunkt vernünftigen Denkens und Handelns verloren hattest."

„Ich werde ihn wiedergewinnen!"

„Du hast den ersten Schritt dazu gethan, freilich auf Kosten Deines Gemüths und, meiner Gesinnung nach, auch auf Kosten — Deiner Ehre."

„Karl" — fuhr Adhemar auf — „unsere alte Freundschaft gestattet Dir, zurechtzuweisen, zu tadeln; doch beleidigen soll mich Niemand! Ich fordere nähere Erklärung!"

„Hat sich nicht in Dir selbst der Zweifel an der Ehrenhaftigkeit Deines Handelns geregt, als Du das Band zerrissest, das Du wol leichtsinnig, aber gewiß nicht ohne den Drang des Herzens geschlossen hattest?"

„Welches Band? — Ich verstehe Dich nicht!"

„Adhemar, sollte ich nicht wissen, was die ganze Stadt weiß? — Du hattest Dich mit Erneste Roland verlobt; Du hast unter dem Vorwande, daß Dein

Oheim nicht einwillige, das Verlöbniß gebrochen, und das unglückliche Mädchen hat zwischen ihrem Schmerze und dem Tode gekämpft."

Adhemar war überrascht; er glaubte, jener Vorgang mit Erneste läge im tiefsten Geheimniß, und die Entstellung der Thatsache empörte ihn. Mit Mühe erzwang er eine ruhige Haltung. „Und die ganze Stadt" — fragte er — „hält jene Lüge für Wahrheit?"

„Nicht anders! — Ich selbst halte sie dafür."

„Das schmerzt mich: Du hättest mich besser kennen sollen!"

„Bedenke, Adhemar, ob mir Dein Thun und Treiben der letzten Zeit dazu den Grund gaben? — Dieser Charmier, dieser Weitenau —"

„Halt, Weitenau! — Daß er mich der Verachtung blosstellte, verzeihe ich ihm; aber daß er die Ehre und den Ruf eines Mädchens, das über beide auf's Sorgfältigste zu wachen hat, niedertrat, dafür soll er mir Rechenschaft geben! Er nur hat die schändliche Verläumdung ersonnen und ausgesprengt."

Adhemar stellte jetzt dem Freunde sein Verhältniß zu Ernesten dar, begründete seinen Verdacht gegen Weitenau und bat Karln, eine Forderung an denselben auszurichten. Vergebens suchte Karl zu beruhigen, vergebens stellte er das Unrechtmäßige des Duells, das Un-

sittliche im Prinzip desselben, der Rache, dar; vergebens wies er darauf hin, daß Weitenaus Verläumdung denselben zu niedrig stelle, um ihn zur persönlichen Genugthuung zu ziehen. Adhemar war zu leidenschaftlich aufgeregt. „Es giebt Beleidigungen" — sagte er — „für welche der träge Gang des Rechts viel zu langsam schreitet, für welche das empörte Gefühl rasche, augenblickliche Genugthuung fordert! Es giebt Beleidigungen, deren Stachel nur des Feindes oder das eigene Blut abstumpft! Ich ehre das Gesetz; aber es soll mir nicht die Flamme ersticken, die in jedes Edlen Brust brennen muß, um das Niedrige und Gemeine mit verzehrender Gewalt zu ergreifen, und dem Hohen und Schönen heilige Opfer anzuzünden! Mag das Gesetz mich bestrafen: ich habe mir den Pulsschlag der Menschlichkeit bewahrt!"

Karl konnte Adhemars Anschauung nicht theilen; aber er fügte sich dem Wunsche des Freundes.

Noch an demselben Tage kam Charmier. Er erklärte im Auftrage Weitenaus: dieser nehme Adhemars Forderung an, wiewohl, in Rücksicht auf ihr altes Freundschaftsverhältniß, sehr ungern."

„Für den Mißbrauch dieses Verhältnisses" — entgegnete Adhemar — „ziehe ich ihn eben zur Rechenschaft."

„Er versichert auf seine Ehre, daß er die Ehre Ihres

Namens nie hat antasten, nie eine Verläumdung über Sie aussprengen wollen. Er hat in Bezug auf Sie und Ernesten nur erzählt, was er von Roland gehört, was dieser hundert Anderen erzählt haben mag, die es eben so wie Weitenau weiter trugen. Daß Sie von denen Allen nur ihn zur Rechenschaft ziehen, darin erblickt er ein tiefes Unrecht."

Adhemar schwieg. Er war durch Weitenaus Erklärung über dessen Schuld wieder zweifelhaft geworden. Das Rechtsgefühl war zu tief in ihm begründet, als daß es nicht selbst die Leidenschaftlichkeit besiegt hätte, und am wenigsten mochte er gegen Jemand im Unrecht sein, den er glaubte verachten zu dürfen. Als Charmier Adhemars Zweifel sah, fuhr er fort: „Und selbst wenn Weitenau der Erfinder und Verbreiter Ihres Abenteuers mit der schönen Erneste wäre, so hätten Sie mehr Ursache, ihm zu danken als zu zürnen."

„Daß er meine Ehre antastete, ihm danken!"

„Ihre Ehre hält Niemand für befleckt! Seit wann haben Sie die angenehmen gesellschaftlichen Beziehungen, in denen Sie jetzt stehen? — Warum zog man Sie in dieselben hinein?"

„Doch nicht, weil man mich für einen Schurken hielt?"

„Gott bewahre! aber für eine gute Acquisition in

dem Raritäten-Kasten seiner Gesellschaft. — Sie mußten etwas Besonderes sein: Sie hatten das Herz eines Mädchens gebrochen, die so viele Anbeter mit den mannigfachsten Vorzügen stolz abgewiesen hatte."

„Also gleich einem seltenen Thiere hätte man mich produzirt?"

„Das kann Sie nicht beleidigen! Wer große Gesellschaften giebt, giebt sie zunächst, um zu glänzen, dann für zwei oder drei Personen, die er in seinem Interesse erhalten muß, und alles Uebrige ist nur Staffage. Dazu wählt man vor Allen Notabilitäten der Geburt, dann der Schönheit, dann der Seltsamkeit, auch der Kunst und der Gelehrsamkeit und endlich auch einige Personen, die man Freunde des Hauses nennt, und die man nicht vernachläßigen will, weil sie doch einmal zu diesem oder jenem Dienst brauchbar sein können. Sie waren durch Ihr Abentheuer mit Ernesten eine Notabilität der Seltsamkeit geworden. Gaffte man Sie nicht, soviel es verstohlen geschehen konnte, von allen Seiten an? Schwieg nicht Alles, um nur ganz genau jede Silbe zu hören, wenn Sie den Mund öffneten?"

Adhemar mußte sich gestehen, daß der Kapitän Recht habe. Er konnte sich nun auch erklären, warum man ihn freundlich anzog und sich doch mißtrauisch verschloß; warum Frauen und Mädchen sich scheu gegen ihn wahr-

ten, wenn sie sich bemerkt glaubten, und sich ihm offener gaben, wenn sie ihm allein gegenüberstanden. Adhemar fühlte sich verletzt: tiefe Verachtung gegen den Geist der Gesellschaft wallte in ihm auf.

„Gut" — sagte er — „ich nehme meine Forderung gegen Weitenau zurück, und ich danke es ihm obenein, daß er mir die Veranlassung wurde, einen Blick in das elende Wesen der Gesellschaft zu werfen. Für diese wollte ich Ernestens Ruf an Weitenau rächen; sie ist der Mühe nicht werth!"

Adhemar nahm von jetzt an keine Einladung mehr an: er schämte sich, der Affe der Gesellschaft gewesen zu sein. Er gab sich wieder ganz den Studien hin. Sein Abgang von der Universität war nahe, und er hatte in seiner Wissenschaft viel vernachlässigt. Das war nachzuholen.

Fünftes Kapitel.

Je näher die Zeit rückte, in der Adhemar die Universität verlassen sollte, um so unheimlicher wurde ihm vor den Verhältnissen, die um ihn alle Bande des gesellschaftlichen Lebens neu schlingen mußten. Er hatte dessen Schwächen, Thorheiten, Langweiligkeiten em=

pfunden und zergliedert. Wo war da ein gesunder und vernünftiger Kern? — wo für dessen Zwang eine Entschädigung? — Er mußte ihm um jeden Preis entgehen, sich frei, sich unabhängig erhalten! — Ein abenteuerlicher Gedanke stieg in ihm auf; mit jugendlichem Uebermuth schritt er sogleich zur Ausführung. Alle Sachen und Bücher wurden eingepackt; nur den einfachsten Anzug und seine Geige behielt er zurück; alles Uebrige wurde an den Oheim gesandt, und dazu schrieb er:

„Ich bin nicht für die allgemeine Narrenjacke geschaffen: ich muß meine besondere tragen — die der Freiheit. Sie ist, wie mir dünkt, nicht die schlechteste, wenn auch die bettelhafteste. Verzeihe, Oheim, daß ich Deine Pläne mit mir zerstöre; ich sage Dir: ich tauge nicht für sie! — In mir ist zu viel für einen Geheimrath oder Minister, zu wenig für einen Alexander, aber genug für einen Diogenes."

Am folgenden Morgen zog ein Jüngling aus den Thoren der Stadt. Ihn umtönte nicht Gesang, nicht das fröhliche Geleit einer munteren Brüderschaft; er blickte ernst, wie ein Mann, der entschlossen den entscheidenden Gang antritt. Aber als die grünen Felder und Berge, der frische Wald und der wallende Fluß ihm im Glanz der Morgensonne entgegenstrahlten, als

die Lerche ihn aus der blauen Höhe begrüßte, und die tausend Leben des erwachten Tages ihn laut und fröhlich umflatterten: da lösten sich von seiner Brust die schweren Erinnerungen der Vergangenheit; die lebendige Gegenwart durchströmte freudig die jungen Glieder.

So schritt Adhemar hinaus, eilig über die nächsten Ortschaften, wo man noch den munteren Musensohn erkannt hätte. Auf einem fernen Dorfe gab er sein erstes Debüt. Er wählte einen Rasenplatz, an welchem das Wirthshaus, die Wohnung des Schullehrers und des Schulzen gelegen war. Das Dorf zeigte sich fast eben so neugierig als die Kunstliebhaber der Residenzen. Der fremde Fiedler begann sein Instrument zu stimmen: die Kinder und Narren liefen um ihn zusammen, und die vernünftigen Leute öffneten die Fenster. Und als er drei Noten gespielt hatte, öffneten sie auch die Mäuler und würden gewiß „Bravo!" gerufen haben, wenn sie das Wort gekannt hätten. Was wäre nicht erst geschehen, wenn Adhemar klug genug gewesen, dem Ausrufer ein paar Groschen zu geben, damit er das Publikum auf die Ankunft des großen Künstlers vorher aufmerksam gemacht hätte! Der einheimische Virtuos aber, der kunstsinnige Schullehrer, hatte sein Fenster nur eben so weit entriegelt, um ein Ohr durch die Ritze bringen zu können. Gegen die Bogenführung, die

Sicherheit und Leichtigkeit des Spiels konnte er Nichts aufbringen; aber es beruhigte ihn, daß der Landstreicher so geschmacklos in der Wahl der vorgetragenen Stücke war; und, mit sich selbst zufrieden, schloß er wieder sein Fenster. Die Stimmführer der Kunst kamen indessen überein, daß der Fremde ausgezeichnet spiele. Das machte einem alten, lahmen Invaliden, dem Kunstrivalen des Schulmeisters, Muth. Er trat auf Adhemar zu, schüttelte ihm die Hand und sagte: „Ihr solltet hier bleiben, Freund, und mit mir des Sonntags aufspielen in der Schenke. Dann würde man sehen, was an dem Herrn Schulmeister da ist! Mit seinem Spiel auf Hochzeiten und Kindtaufen hätt's dann ein Ende!"

Adhemar dankte für die gute Meinung und wollte sich über den schmeichelhaften Antrag besinnen. Vorläufig ließ er seinen Strohhut im Kreise herumgehen, um den Lohn für seine Leistungen einzusammeln. Dann zog er weiter. Mit einer eigenen Mischung von Verächtlichkeit und Freude überzählte er die kleinen Silber- und Kupfermünzen. Zehnmal mehr hatte er oft in einem Tage verschenkt, hundertmal mehr in einer Stunde verschwendet; aber es war das erste Geld, das er durch die eigenen Kräfte erworben, und es war ihm ein Zeichen seiner Freiheit.

Am Abend kam der herumziehende Musikant in eine kleine Stadt, in der am folgenden Tage Jahrmarkt gehalten werden sollte. Das Wirthshaus war voller Fremden und Einheimischen. Adhemar gab hier eine Abendmusik, die ihm reichlich lohnte. Den folgenden Tag zog er mit seiner Kunst auf den Markt. Wenn die Männer im Erstaunen über das hier nie gehörte Spiel zu den kleinen Münzen beisteuerten, so ließ manches Mädchen, manches Weibchen ihre Gabe in den Hut fallen, um dem daneben stehenden Jüngling näher in das schöne Auge zu schauen und vielleicht noch einen freundlichen Dank zu gewinnen.

Adhemar durfte mit der Einnahme der ersten Tage vollkommen zufrieden sein. Alle folgenden waren nicht gleich einträglich, aber dafür entschädigte manches lustige Abenteuer. Daß der schöne, gewandte junge Mann in einer Maske herumwandere, wurde oft vermuthet, und machte ihn interessant. Er hatte mit der fröhlichen Kunst und dem sorglosen Treiben bald den ganzen leichten Muth der Jugend wiedergewonnen. Je mehr Verwickelungen seine Unbesonnenheiten herbeiführten, um so fröhlicher trieb er daher. Wenn es ihm endlich zu bunt wurde, entging er allen Verlegenheiten durch ein plötzliches Verschwinden. Zog er dann wieder einsam auf der weiten Landstraße oder auf dem schmalen Ge-

birgspfad: da wurde ihm wol die Brust so eng, das Herz fühlte sich so unbefriedigt, und die Sehnsucht nach Frieden und Glückseligkeit — dem Zuckerwerk, das auch die unartigsten Menschenkinder zum Gehorsam lockt — hätte sich in leisen Thränen ausgeweint, wenn er nicht gewohnt geworden, seinen Empfindungen die Töne seines Instrumentes zu leihen. So saß er einst auf einer kleinen Anhöhe. Unmittelbar zu seinen Füßen führte die Heerstraße vorüber, längs dem See hin, dessen Ufer rings mit alten hundertjährigen Stämmen und dem dazwischen aufschießenden, dichten Gebüsch umkränzt waren. Farblos spiegelte sich der Himmel in dem stillen Wasser. Eine Rohrdommel schwebte lautlos darüber hin. Adhemar nahm sein Instrument. Wehmüthige, sanfte Klage hauchten die lang gezogenen Töne; schmerzlicher immer wurde die Brust bewegt, und in der Auflösung von wilden Dissonanzen suchte der Spieler vergebens die Harmonie. Plötzlich aber trat die Sonne hinter den Wolken hervor; ihre goldigen Strahlen umspielten die Wipfel der Bäume und malten luftige Striche glänzend auf dem klaren See. Die ganze Landschaft war eine andere. Adhemar blickte um sich: die Sonne lachte ihm frischen Muth in die Seele. Leise tanzte der Bogen über die Saiten, fester dann und fester folgte er den kühnen Griffen, und zu eng ge-

schlossenen Gliedern reihten sich endlich die Töne des muthigen Marsches. So stand der Spieler auf, den Bogen in der Hand, das Instrument an der Schulter: zum freien, fröhlichen Gang durch das Leben lockten die Töne, drängte die Brust. Bei einer leichten Wendung aber mit dem Haupte erblickte er am Fuße des Hügels hinter seinem Rücken einen Herren und eine Dame zu Pferde. Langsam setzte er sein Instrument ab, als der Herr ihm zurief: „Ich pfände Sie; Sie sind auf meinem Territorium!"

„Wenn ich nicht irre" — erwiderte Adhemar lächelnd — „habe ich den Pfandschilling schon erlegt: Sie bildeten mein Auditorium."

„Wir sind auf der Jagd" — nahm die Dame das Wort — „und uns darf heute kein Wild entgehen, sollten wir es auch mit Netzen fangen!"

Rasch hatte sie ihren Schleier vom Hute gelöst und warf ihn muthwillig über Adhemars Kopf. Adhemar war überrascht von der anmuthigen Schönheit mit dem schelmischen Auge und dem kleinen schwellenden Munde; doch erwiderte er mit einer huldigenden Verneigung: „Ein solches Netz zerriß' selbst der Löwe nicht: ich bekenne mich gern zum Gefangenen!"

„Dort liegt das Schloß, wo Sie Ihrer Bande wieder ledig werden" — sagte die Dame und deutete

auf die Dächer, welche von fern herüberblickten. Dann verschwand sie mit ihrem Begleiter in dem Walde. Adhemar schlang den grünen Schleier um seinen weißen Hut und wanderte wohlgemuth den bezeichneten Dächern zu.

Als Adhemar auf dem Schloßhofe ankam, stiegen eben der Herr und die Dame von ihren Pferden. Jener trat zu Adhemar und dankte ihm, daß er seine Bitte erfüllt. Die Dame indessen schmeichelte zärtlich dem feinen Thiere, welches sie getragen hatte. Als aber ein wenig Schaum von dessen Gebiß auf ihr Reitkleid fiel, schlug sie es unwillig mit der Gerte; dann wandte sie sich mit ihrem Unmuth zu den Männern.

„Sie haben sich nicht sehr beeilt, Herr Virtuos" — sagte sie — „das Schloß zu erreichen. Sie hätten schon längst hier sein können!"

„Zu einem unfreundlichen Empfange kommt man immer noch zu eilig, wie langsam es auch sei!" — erwiderte Adhemar. Er verschmähte es, seiner Antwort eine galante Wendung zu geben; die Behandlung des Pferdes hatte ihn sogleich gegen die Dame eingenommen. Sie nahm Adhemars Antwort aber keinesweges übel auf, sondern schien ihn vielmehr selbst zu entschuldigen, indem sie sagte: „Künstler sind reizbar! — Warum aber" — wandte sie sich an ihren Begleiter —

„warum stehen wir hier, Herr Graf? — Wollen Sie uns etwa Ihren Stallleuten präsentiren?“

Der junge Mann bot ihr den Arm und führte sie in das Haus; einem Diener befahl er, dem Fremden ein Zimmer anzuweisen, verabschiedete sich bei Adhemar und geleitete die Dame die Treppe hinauf. Durch den Diener erfuhr Adhemar, daß er sich im Hause des Grafen Weldern befinde. Sein Zimmer, im oberen Stockwerk, bot ihm die Aussicht auf einen Garten. In dem vorderen Theil desselben prangte eine Auswahl der herrlichsten Blumen, theils auf Beeten, theils in Töpfen äußerst geschmackvoll gruppirt. Weiter folgten Anlagen im französischen Gartenstil; das Ganze schien in bedeutender Ferne mit einem Berge abzuschließen. Dort erhob sich über das Laubdach des schlanken Ahorns in der höheren Region die Pyramide der Edeltanne, zwischen deren dunklen Nadeln die weiße Birke hindurchschimmerte. Auf dem Gipfel des Berges aber breitete eine alte, vielastige Buche ihr weites Laubgewölbe über eine gothische Kapelle.

Adhemar erfreute sich noch an dem Anblick des Gartens, als er zum Mittagstisch geladen wurde. Außer dem Grafen und der jungen Dame waren die ersten Beamten des Hauses und eine ältere Dame Tischgenossen. Die Haltung der letzteren war durchaus vor-

nehm; alle Bewegungen trugen den Stempel des feinsten Anstandes; die Sprache klang rein in der edelsten Form. Sie bildete so den entschiedensten Gegensatz zu dem kecken, leichten Wesen der jüngeren Dame. Vergebens suchte Adhemar aus der wortkargen Unterhaltung das Verhältniß der Personen zu einander zu enträthseln. Nach aufgehobener Tafel bot der Graf der älteren Dame den Arm und führte sie aus dem Zimmer, kehrte aber sogleich zurück, um der jüngeren Dame denselben Dienst zu leisten. Diese indessen ergriff Adhemars Arm, indem sie sagte: „Wir werden einen kleinen Spaziergang machen!"

„Aber nur von kurzer Zeit" — bat der Graf. — „Ich habe für meine Mutter eine angenehme Ueberraschung ersonnen."

„Sie sind seltsam, Herr Graf! — Ich bin nicht gewohnt, meinen Willen den Launen irgend Jemandes unterzuordnen: wir gehen spazieren, so lange es uns gefällt!"

„Aber, meine angebetete Auguste, ich wünsche ja nur, meiner Mutter" —

„Ihre Frau Mutter ist zu verständig: sie wird nichts Launenhaftes fordern!"

Der Graf wagte keinen Widerspruch. So wurde der Spaziergang angetreten. Das wilde Fräulein

wählte sich die unwegsamsten Stellen der ganzen Gegend, über Gräben, durch Hecken und Sümpfe. In jeder üblen Situation schalt sie dann den Grafen, daß er sie so schlecht führe. Endlich forderte sie den Gequälten auf, die Ueberraschung mitzutheilen, welche er für seine Mutter ersonnen. Der Graf, zwischen der Hoffnung des Beifalls und der Furcht des Tadels, entwickelte seinen Plan nicht mit der ausgezeichnetsten Klarheit. Doch so viel war der einfache Sinn seiner einfachen Absicht: Adhemar solle in einem Zimmer neben dem seiner Mutter, wenn diese aus ihrer Siesta erwache, ein Concert von Lafont ausführen, welches die Mutter leidenschaftlich liebe. Damit die Ueberraschung um so größer sei, habe er auch der Mutter Adhemarn nicht als Virtuosen bekannt gemacht.

„Trefflich! herrlich! ganz auf den Charakter Ihrer Frau Mutter berechnet!" — verlachte die Dame den Grafen. — „Die Ueberraschung und der Kunstenthusiasmus müssen ihrer Grandezza besonders wohl stehen. Ich brauche doch nicht zugegen zu sein, wenn sie den fremden Mann empfängt, der in das Heiligthum ihrer Appartements eingeschmuggelt wurde?"

„Der Plan" — sagte Adhemar, um der anmaßlichen Dame zu widersprechen — „der Plan, Herr Graf, ist sehr gut! Ich stehe Ihnen für den glücklichen

Erfolg, wenn Sie mir nur das Musikstück verschaffen, welches ich spielen soll."

„Das liegt schon auf Ihrem Zimmer."

„Erlauben Sie, daß ich sogleich zurückkehre."

„Sie würden sich allein leicht verirren."

„Nicht doch! Lassen Sie sich nicht abhalten, das gnädige Fräulein noch über diesen romantischen Moorgrund zu begleiten."

„Was da gnädiges Fräulein! Ich bin eine Künstlerin, und hoffentlich von gerühmterem Namen als der Ihre, so stolz Sie auch sein mögen! Ich bin Auguste Wolter!"

„Bin sehr glücklich, Fräulein Auguste Wolter, der Künstlerin von gerühmterem Namen, meine Huldigungen in dem Augenblick darzubringen, wo sie, versunken in die Schönheiten der Natur, sich mit dem sinnigsten Lächeln nach einem Stückchen Erde umschaut, auf der sie nach der feuchten Poesie der trockenen Prosa genieße!"

Auguste lachte lustig auf, nahm wieder Adhemars Arm, den sie inzwischen schon einige Male mit dem des Grafen vertauscht hatte, und ließ sich zurückführen. Die liebenswürdigste Laune beherrschte sie.

Adhemars Concert hatte den günstigsten Erfolg. Die Gräfin war entzückt. Sie dankte ihrem Sohne,

daß er aus Aufmerksamkeit für sie den Künstler ins Haus geführt, und gegen Adhemar äußerte sie sich höchst schmeichelhaft. Sie wollte in ihm durchaus einen Künstler von Ruf und Namen sehen, und nur aus Artigkeit schien sie ihn endlich für den vagabondirenden Fiedler zu nehmen, für den er sich ausgab. Doch mußte er versprechen, es sich auf längere Zeit in dem Schlosse gefallen zu lassen.

Die Abendstunden waren von jetzt an im Schlosse fast allein der Musik gewidmet. Die Gräfin spielte selbst das Pianoforte mit großer Kunstfertigkeit. Die Unterhaltung betraf dann auch allein musikalische Beziehungen. Die Gräfin schien an diesen Gesprächen mit Adhemar ein besonderes Vergnügen zu finden. Auguste nahm nicht weniger lebhaften Antheil und machte ihre Meinung geltend. Der Graf war auch hier unbedeutend, wie überall, wenn es nicht galt, sich Etwas von Augusten gefallen zu lassen. Daß er darin stark sei, erfuhr Adhemar noch oft, wenn er die beiden Liebenden — denn als solche mußte sie Adhemar betrachten — auf ihren abenteuerlichen Fahrten zu Wagen, zu Pferde und zu Fuß, begleitete. Adhemar zeigte sich dabei in den ritterlichen Künsten ebenso gewandt, wie in der Musik und in den Wissenschaften. Das befestigte die Meinung, welche gleich über ihn rege geworden, daß

er aus irgend welcher Absicht oder Laune die Verkleidung eines herumziehenden Geigers gewählt habe. Auguste glaubte zuversichtlich, daß er sich einst wenigstens als Graf, vielleicht gar als Herzog oder Prinz entpuppen werde. Das bewog sie wol nicht weniger, als Adhemars bestimmtes und, in Bezug auf sie, selbst rücksichtsloses Wesen, ihn nie ihre anmaßende Laune fühlen zu lassen. Sie war gegen ihn durchaus die gefällige Liebenswürdigkeit. Auch Adhemar wurde schmiegsamer. Sein natürliches, gemüthvolles Wesen trat immer mehr hervor und vollendete seinen Werth in den Augen der anmuthigen Sängerin.

Am Morgen, noch ehe Jemand im Schlosse erwachte, pflegte er durch den Garten, auf den Berg, auch wol von dort hinaus ins Freie zu wandern. Wenn er dann durch den Garten zurückkehrte, winkte ihm Auguste, von ihrem Fenster herab, einen freundlichen Gruß. Heute hatte er seinen Spaziergang eben angetreten und schritt zwischen den hohen Taxuswänden hin, als er, um eine Ecke biegend, Augusten den Gang heraufkommen sah. Den Kopf zur Erde geneigt, schien sie in Gedanken vertieft und Adhemars Nahen nicht zu bemerken. Das weiße Morgengewand verhüllte die Reize des schönen Nackens weniger, als es sie begrenzte. Die Morgenluft hatte ihre Wangen mit frischem Roth

angehaucht, und das schwarze Haar fiel in ungeordneten Locken, doch anmuthig herab zu beiden Seiten der glänzenden Stirn. Adhemar stand nahe vor ihr, als sie die Augen aufschlug. Sie schien überrascht, verwirrt, versuchte zu entfliehen; aber Adhemar hatte schon den Arm um die verführerische Gestalt geschlungen.

„Was fällt Ihnen ein, mein Herr? — was unterstehen Sie sich?"

„Ueber die Schönheit die gefeierte Sängerin zu vergessen, welche ich nur aus der Ferne verehren sollte!"

„Sie fügen noch den Spott zu Ihrer Verwegenheit!"

„Beide will ich gern büßen mit jeder süßen Strafe, welche die schönsten Lippen über mich aussprechen können!"

„So gewiß sind Sie meiner Milde?"

„Ich bin ein Neuling in der Liebe, aber schon von dem Ausspruche überzeugt, daß kein echtes Weib dem Opfer wahrer Liebe zürnen kann — eben so wenig wie der tüchtige Mann dem Opfer wahrer Achtung."

Auguste schaute ihm fragend ins Auge. Sie schien in demselben zu lesen, was sie wünschte und nahm seinen Arm, indem sie sagte: „Wenn Sie zu Ihren Vorzügen noch die Wahrheit, die Offenheit hinzufügen könnten!"

„War ich gegen Sie nicht stets offen? Ich zeigte Ihnen früher eben so mein Mißfallen an Ihren Launen, wie jetzt meine Verehrung für Ihre Liebenswürdigkeit.“

„Ihr Mißfallen war nur berechnet, mir zu imponiren. So ist Ihre Verehrung vielleicht auch nur berechnet, mich zu demüthigen. Und doch, Adhemar, ich muß Ihnen vertrauen!“

Sie hatten sich auf die Bank in einem Bosquet niedergesetzt. Adhemar spielte mit ihren Locken, und sie ließ es geschehen; er legte den Arm um ihre Schulter, und sie blickte ihn zärtlich an; er küßte den reizenden Mund, und sie erwiderte seinen Kuß. — Als es im Schlosse lebendig zu werden begann, kehrte Auguste eilig zurück; Adhemar folgte ihr auf einem anderen Wege.

In dem Schlosse wurde er sogleich zur Gräfin beschieden.

„Ich habe“ — begann die Gräfin — „eine Bitte an Sie, die weniger Mühe von Ihrer Seite als Vertrauen von der meinen fordert. Ich schenke Ihnen dies Vertrauen, obgleich das Geheimniß, in welches Sie sich hüllen, mißtrauisch machen sollte.“

„Bei Gott! ich berge kein Geheimniß unter meinem Stand.“

„Das wäre in der That seltsam genug! Das Schicksal muß Ihr Leben in wunderliche Verkettungen

geschlungen haben. Davon erzählen Sie mir ein anderes Mal! Jetzt wünsche ich, daß Sie mir einen Brief schreiben, den ich nicht unter die Feder unseres Sekretärs geben mag. — Mein Sohn hat, ohne daß er es selbst noch weiß, eine Braut. Sie wurde ihm durch seinen Vater bestimmt. Ich billige durchaus die Wahl meines verstorbenen Gemals. Die junge Dame ist das an verständigem und festem Wesen, was ein Gegengewicht gegen den phantastischen Geist und lebhaften Charakter des Grafen bilden wird. Sie begreifen, wie wünschenswerth es ist, die Sache so zu leiten, daß mein Sohn selbst zu wählen glaubt, wenn er nur die Bestimmung des Vaters erfüllt. Deshalb darf er noch Nichts von seiner Brautschaft ahnen. Sein zukünftiger Herr Schwiegerpapa aber hat von seiner Tändelei mit der Wolter gehört und macht mir Vorwürfe, daß ich dieses Verhältniß dulde. Die Antwort darauf soll der Brief enthalten, um dessen Abfassung ich Sie bitte. Wollen Sie die einzelnen Erwiderungspunkte sich von mir diktiren lassen und daraus ein Ganzes zusammenstellen?"

Adhemar zeigte seine Bereitwilligkeit, und die Gräfin diktirte folgende Sätze:

„Die jungen Männer sind heutigen Tages eben so wenig Heilige, als sie es vor vierzig Jahren waren. Das ist für die zukünftige Frau kein Unglück. Die

jungen Wüstlinge werden die erträglichsten Ehemänner: sie üben gegen die Schwächen und kleinen Sünden der Frau am meisten Nachsicht." —

„Es gehört zur erforderlichen Bildung eines vornehmen Mannes, gelebt zu haben. Wie soll ein Mann von Stande das Volk kennen lernen, wenn er nie eine Liebschaft mit einer Grisette hatte?"

„Es wäre widernatürlich, wenn der junge, reiche, vornehme Mann wie ein Klosterbruder lebte. Auch entwickelt sich der noble Charakter nicht in der Bekämpfung und Unterdrückung der Leidenschaften, sondern in ihrer Befriedigung. Wird der das Ziel der Ehren und Würden stark und rücksichtslos verfolgen, welcher zögert, den glühendsten Jugendtrieb zu befriedigen? — Entsagungen stehen nur dem timiden bürgerlichen Sinn wohl an!"

„Was den Grafen Kurt insbesondere betrifft, so bin ich, seine Mutter, vorzüglich dadurch zufrieden gestellt, daß er in der Wahl seiner Liebschaften Geschmack zeigt. Um eine Liebschaft wie die seine, mit der Mamsell Wolter, ist jeder junge Mann zu beneiden. Sie kostet ihn viel Geld, sie schützt ihn aber auch vor minder anständigen Liaisons. Die Neigung läßt sich leichter von der Theaterprinzessin als von der Kammerzofe auf die Gräfin übertragen." —

„Das werden" — fuhr die Gräfin fort — „die hauptsächlichsten Punkte sein, welche Sie weiter auszuführen und zu einem Ganzen zu verknüpfen haben. Ich hoffe, daß auch Sie einst den Einfluß, welchen Sie schon auf den Grafen Kurt gewonnen haben, dazu anwenden werden, ihm die Verbindung mit seiner Braut zum eigenen Wunsche zu machen. Dergleichen läßt sich durch einen Vertrauten sehr fein und geschickt leiten."

Auf seinem Zimmer brach Adhemar in ein halb bitteres, halb munteres Lachen aus. „Herrliche Weiber!" — rief er — „Da habe ich also einen Theil des Wesens, welches hinter dieser edlen Vornehmheit steckt! Wahrlich, die Sängerin mit ihrer ungeschminkten, mit ihrer natürlichen Sittenlosigkeit ist noch ein Tugendspiegel gegen diese gemessene, stolze Gräfin! — Aber bin ich nicht in einer beneidenswerthen Lage? Eine Sängerin heirathen, einen Grafen an ein Fräulein bringen: das wäre ein würdiges Ende meiner geraubten Unabhängigkeit!" — Er hing seine Geige über den Rücken, ergriff den Knotenstock und verließ unbemerkt das Schloß. Er wanderte weiter.

Neue vierzehn Tage waren dem herumziehenden Musikanten verstrichen. Die Erinnerungen an Schloß Weldern weckten zwar keineswegs in ihm die Sehnsucht nach den, mit Vornehmheit und Anstand übertünchten

Gräbern der Sittenlosigkeit verfeinerter Lebenskreise; aber er war dieser wüsten Art der Selbstständigkeit recht überdrüssig. So befand er sich an den Grenzen Deutschlands. Der Gedanke, das Vaterland zu verlassen und Kriegsdienste in Algier oder in Spanien zu nehmen beschäftigte ihn ernstlich.

Es ist nicht so selten, daß die Charaktere, denen die Schranken des bürgerlichen Lebens zu eng dünken, sich willig in die sklavisch beschränkende Militair=Disciplin fügen.

Am Abende des Sonntags war Adhemar in eine Dorfschenke gekommen. Die Männer und jungen Burschen saßen beim Spiel und beim Kruge. Kaum aber ertönte die Geige, so wurde das junge Völkchen von der Tanzlust ergriffen; die flinken Dirnen waren herbeigeholt. Der Wirth untersagte jetzt Adhemarn die Musik, da er vom Polizei=Amtmann nicht die Erlaubniß habe, heute tanzen zu lassen. Adhemar wandte ein, daß ihm Niemand das Spiel wehren könne; ob Jemand nach demselben tanze: das gehe ihn Nichts an. Die lustige Jugend schützte ihn in seinem Recht, und der einschreitende Polizei=Diener wurde zur Thür hinausgeworfen.

So trefflich war in der Schenke nie aufgespielt worden! Bis spät in die Nacht dauerte der Jubel.

Doch am folgenden Morgen hatte sich Adhemar noch

nicht von dem Strohlager erhoben, als schon der mißhandelte Polizist mit einem Verhaftsbefehl gegen den Malefikanten eintrat. Er mußte zum Amtmanne folgen.

„Die Påsse!" — herrschte dieser unsern Helden an.

„Ich habe keine."

„Wie? — keine Påsse! Ein Landstreicher also?"

Adhemar zog aus seiner Brieftasche einige Papiere und legte sie dem Amtmanne vor.

„Ich hoffe" — sagte er — „daß dies zu meiner Legitimation genůgt."

„Eine Studenten-Matrikel, ein Inscriptionszeugniß der Juristenfakultåt, ein Reise-Erlaubnißschein des Universitåts-Gerichts! — Halten Sie diese Papiere fůr eine genůgende Legitimation?"

„Ich wůrde sie sonst nicht vorlegen!"

„Freund, Sie scheinen mir wenigstens um ein Dezennium in unserer Polizei-Gesetzgebung zurůck zu sein! Ehemals mochten Sie wol mit diesen Papieren durch die ganze kultivirte Welt, selbst durch Oesterreich reisen; aber die Zeiten sind, Gott sei Dank! vorůber. Die sich tåglich mehrenden Spitzbuben und Betrůger werden jetzt nicht mehr ohne einen richtigen Paß, mit genauester Personal-Beschreibung, wohl visirt von Station zu Station, durch das Land streichen! Nein, ohne polizeiliche Visas treibt jetzt Niemand mehr sein Unwesen! Darum muß ich

Sie, wenn Sie sich nicht besser legitimiren, auf Treu und Glauben für einen Herumtreiber, vielleicht gar für einen Demagogen nehmen. Ja, ein Demagoge sind Sie, Herr! Haben Sie nicht das Volk aufgewiegelt, ohne meinen Befehl zu tanzen?"

„Ich habe kein Wort zu den Leuten gesprochen."

„Ach glauben Sie, daß man hier zu Lande nicht fein genug ist, die schlauen Pfiffe dieser Herren Demagogen zu kennen? — Sie werden sich wol hüten, offen und Allen verständlich zu reden; aber dafür haben sie ihre geheimen Zeichen, ihre Signale, ihre Symbole! — Sie sehen, ich weiß Alles, also sein Sie aufrichtig gegen mich! Haben Sie nicht durch Ihre Geige dem Volke gewisse Zeichen gegeben?"

„Das kann ich in der That nicht läugnen!"

„Nun, das ist schön von Ihnen! Sie sind noch Keiner von den verstockten jungen Bösewichtern. Sie erklären mir jetzt Ihre geheimen Zeichen und Künste, ich schreibe Alles genau zu Protokoll, füge noch eine, für Ihre Reue günstig zeugende Registratur hinzu und schicke Sie damit nach dem nächsten Inquisitoriat. Und — schloß er, sich behaglich die Hände reibend — das wird Alles recht schön: ich erhalte einen Orden, und Sie kommen ein paar Jahre auf die Festung! Was ist da mehr?"

„Herr Amtmann, ich wäre wirklich klüger, als ich vor Ihnen zu stehen die Ehre habe, wenn ich die geheime Magie erklären könnte —“

„Also Ma — Magie treiben die jungen Bösewichter auch?“ — unterbrach ihn erbebend der Amtmann.

„Derselben Magie, welche Ihr Dorffiedler auch übt, derselben Zeichen, welche er dem Volke giebt, keiner anderen erkläre ich mich schuldig.“

„Das heißt: Sie widerrufen Ihre frühere Aussage, Sie läugnen hartnäckig und empfinden keine Reue?“

„Ich habe weder zu widerrufen, noch zu läugnen, noch zu bereuen; ich bin mir keines Vergehens gegen die Landesgesetze bewußt.“

„So! — so! — ja dann werde ich Sie nicht an das Inquisitoriat schicken. Aber da Sie keinen Paß haben, sich auch sonst nicht vorschriftsmäßig legitimiren können, muß ich Sie per Transport nach Ihrer Heimath befördern lassen.“

„Würden Sie meiner nicht bequemer los, wenn Sie mich kurzweg über die Grenze schickten?“

„Also über die Grenze wollen Sie?“

„Es wäre mir jedenfalls angenehmer, als nach der Heimath transportirt zu werden.“

„Aha, lieber Freund, da haben wir Sie wieder auf verdächtigem Wege: jeder ehrliche Mensch kann sich in

seiner Heimath blicken lassen! — Ich muß Sie als verdächtig, als höchst verdächtig in dem Transport-Schein bezeichnen."

Nach dieser Erklärung überlieferte der Amtmann den Inquisiten an den Gerichtsdiener und befahl ihm, diesen höchst verdächtigen Menschen in sicherem Gewahrsam zu halten.

Nach einigen Stunden wurde Adhemar zweien Bauern übergeben. Mit Stöcken bewaffnet, bildeten sie, bis zum nächsten Polizeiamt, gegen die Dorfhunde und die Stadtjugend eine respektable Sicherheitswache.

So ging es vierzehn Tage hindurch fort: aus den vier Händen der trunkenen Transporteurs in die vier Wände des nüchternen Polizeigefängnisses.

Das war doch ein häßliches Finale zu der großen Unabhängigkeits-Symphonie! Aber in dieser selbst hatten sich so viele schwierige und dann wieder so viele matte Stellen gefunden, daß der Spieler ihrer schon recht überdrüssig geworden. Die unfreiwillige Wanderung bot ihm jetzt Muße genug, auf neue Themata, die er durchspielen konnte, zu sinnen.

Der jugendliche Ehrgeiz, Etwas zu sein und zu wirken, ist ein mächtiger Hebel. Er muß schon oft von uns zerbrochen sein, wenn ihn das Leben nicht wieder unvermerkt ausbessern und unserem Charakter unter-

schieben soll. An Adhemars Wesen hatte er einst gewaltig gehoben; und er hatte ihn erst einmal, nicht aus Reinheit der Gesinnung, sondern aus Unmuth über die Menschen weggeworfen. Jetzt schämte er sich schon seiner abenteuerlichen Fahrt, besonders ihres Endes wegen.

Adhemar war noch immatrikulirter Student: er wurde dem Universitäts=Gericht übergeben. Er mußte vorläufig das Carcer beziehen. Die Freiheit erhielt er erst nach einigen Tagen und gegen sein Ehrenwort, die Stadt nicht ohne Erlaubniß der Behörde zu verlassen.

Im Laufe der Verhöre erfuhr er, daß sein Oheim jeden Weg eingeschlagen hatte, dem Verschwundenen auf die Spur zu kommen. Für den Nachweis seines Aufenthalts waren hohe Summen ausgesetzt. So war er zu seinem Aerger abermals ein Gegenstand des Stadtgesprächs geworden. Er zeigte sich deshalb nirgends.

Aber kaum hatten die alten Bekannten seine Rückkehr erfahren, als er sie auch nicht abweisen konnte. Von ihnen hörte er denn, daß man sein Verschwinden in Zusammenhang gebracht hatte mit einer Badereise Ernestens. Die Vermuthung glaubte man dadurch zur Gewißheit erhoben, daß Erneste nicht aus dem Bade zurückgekehrt war. Den Vater hatte dort eine Krankheit getödtet, und von Ernesten wurde berichtet, daß sie nicht wieder die Bretter betreten werde. Man fügte hinzu,

daß sie sich einer Familie als Gouvernante angeschlossen und mit derselben in's Ausland gegangen sei. Die Pfiffigen hatten unter der Familie den Herrn Adhemar Tangen verstanden. Sie weissagten jetzt, daß nun auch Erneste bald wieder aus der Fremde zurückkehren werde.

Diese Neuigkeiten trugen wenig dazu bei, Adhemarn in eine bessere Stimmung zu versetzen. Doch das Vertrauen, bald durch die That alle Gerüchte zum Schweigen zu bringen, hob seinen Muth.

Sechstes Kapitel.

Der Oheim war auf die Nachricht von des Neffen Wiedererscheinen sogleich selbst nach der Universitätsstadt geeilt. Er zeigte offen seine Freude über Adhemars Rückkehr, und seine Vorwürfe hatten den gemäßigten, verständigen Charakter, mit dem er alle Ereignisse behandelte. Er glaubte, was man ihm wahrscheinlich gemacht hatte, daß Adhemar der Schauspielerin gefolgt sei. Deshalb sagte er: „Bei Euch, Studirten, fällt ein närrischer Streich nicht schwer in's Gewicht, und das ist ein Glück für Dich! Ein Kaufmann, der toll genug wäre, einer Schauspielerin, mitten aus seinem Geschäft

heraus, nachzulaufen, hätte für immer den Ruf der Tüchtigkeit und Brauchbarkeit eingebüßt."

Adhemar versicherte auf's Heiligste, daß an dem ganzen Gerede kein Wort wahr sei; nur der Unmuth über die socialen Verhältnisse habe ihn herausgetrieben aus der bestimmten Bahn.

„Um Gottes Willen!" — rief der Oheim — „sage das keinem Menschen. Man wird Dir verzeihen, wenn Du mit zehn Schauspielerinnen durchgehst: das spricht für Dein reizbares Gemüth! Aber die Gesellschaft zu verachten, zu fliehen: das zeugt von einer unverzeihlichen Geistesverirrung und von dem verderbtesten Geschmack! — Ich glaube, daß Du für das Studiren schon überreif bist: es thut Noth, daß Du ins praktische Leben kommst. Traust Du Dir zu, das Examen zu machen?" —

Adhemar bejahte die Frage. Vergebens aber drang der Oheim in ihn, bei einem Gerichtshofe der Hauptstadt seine Laufbahn zu beginnen. Dort traf er Helenen — Helenen, die er noch immer liebte, in den Armen eines Anderen! — Der Gedanke schon füllte ihn mit unerträglicher Pein. Er erlangte vom Oheim die Erlaubniß, nach einer mittleren Provinzialstadt zu gehen, die am Fuße des Gebirges anmuthig gelegen war.

Der Candidat der Jurisprudenz bestand glänzend in

dem Examen, und er wurde bei dem Gericht eingeführt. Man kam ihm von allen Seiten offen, selbst herzlich entgegen; man erzählte ihm von den Annehmlichkeiten und Vergnügungen, man wünschte seine Theilnahme. — Wenn Adhemar noch gegen die Gesellschaft gereizt war, so vergaß er seinen Unmuth über die Art, wie man ihn hier empfangen. Hier herrschte ein ganz anderer Ton; hier hatte man Nichts mit den Tendenzen jener Gesellschaften gemein, denen er sich einst entzogen; hier galt es einer wahren, traulichen Geselligkeit! — Adhemar war bald Mitglied der Ressource, des Musikvereins, der Liedertafel und vieler Privat=Gesellschaften; und das war Alles ganz herrlich! Zu viel Arbeit wurde auch nicht von ihm gefordert. Ohne die Erinnerungen an Helenen und an Ernesten hätte er sich leicht, frisch, fröhlich gefühlt; und selbst sie verlöschte in den Stunden lebendigerer Anregung der Hauch einer heiter bewegten Gegenwart.

Adhemar hatte bald einige Familien gefunden, in deren engerem Kreise man ihn freundlich aufnahm.

In der Familie seines Direktors war die älteste Tochter unter mehreren hübschen die bedeutendste. Sie stand zwar schon in den Jahren, wo die Mädchen über die Würde des ewigen Jungfrauenthums nachzudenken beginnen; sie war auch nie schön gewesen; aber interes=

sam war sie noch. Sie hatte viel gelesen und spielte sehr fertig das Fortepiano. Den jüngeren Mädchen galt sie als Vorbild guter Manieren. Viele Männer hielten sie für zu klug.

Adhemar fand das Interesse einer anregenden Unterhaltung an Nina, weil Beide in Sachen der Kunst, der Poesie und Musik gewöhnlich verschiedener Meinung waren. Nina verehrte den Ueberschwung der romantischen Richtung. „Was“ — sagte sie — „übt über uns eine mächtigere Gewalt, als die tiefen Klänge des Gemüths! Seine freudige Begeisterung trägt uns empor zu den seligen Höhen des Himmels; seine schmerzliche Zerrissenheit führt uns hinab zu den schauerlichen Tiefen der Hölle. Das Gemüth ist der einzig wahre, einzig schöne Boden der Kunst!“

„Wol!“ — entgegnete Adhemar — „wenn es ein ächt menschliches Gemüth ist, klar und rein in sich das Leben wiederspiegelnd; wenn es frei ist von selbstischen, piquanten Launen, von aufgetragenen, glänzenden Capricen.“

„Ihre Ansichten“ — sagte Nina, den Streit beendend — „habe ich der Gerichtsräthin Brunner schon tausendmal widerlegt.“

„Ich wußte nicht, daß ich eine so liebenswürdige Verfechterin meiner Sache habe.“

„Hm! liebenswürdig! — das könnte sie sein, wenn sie es weniger wollte.“

„Sie ist nicht kokett!“

„Nein, öffentlich nicht!“ — mischte sich die Frau Direktor in die Unterhaltung.

„Vor ihrem Spiegel mag sie es sein! Da ist jede schöne Frau kokett, auch wol die häßlichen.“

„Und vor ihren Liebhabern?“

„Mutter“ — fiel Nina ein — „Du thust Unrecht, Herrn Tangen aus einer angenehmen Täuschung zu reißen. Laß ihn doch die Gerichtsräthin als eine liebenswürdige Frau verehren!“

„Wie wird Herr Tangen nicht wissen, was die ganze Stadt von dem Skandal weiß!“ — antwortete die Mutter.

Das war der erste Mißton, der entschieden hineinklang in das traute, freundliche Gesellschaftsleben, dessen Adhemar sich hier erfreute. Er nahm unmuthig seinen Hut. Er ging zu dem Hause der angeklagten Gerichtsräthin, um zu sehen, ob sich an ihr ein Zeichen der Schuld entdecken lasse. Er fand hier noch zwei, auch ihm bekannte Damen.

„Zum Thee“ — sagte die Gerichtsräthin — „kommen Sie schon zu spät. Welch trockenes Aktenstück hat Sie so lange aufgehalten?“

„Ich habe im Hause des Herrn Direktors einen Besuch gemacht.“

„Und Sie konnten die Gesellschaft der geistreichen Nina gegen die unsere vertauschen? — das müssen wir hoch anrechnen!“

„Wenn Sie es nur verzeihen“ — erwiederte Adhemar mehr für sich als zum allgemeineren Verständniß.

„Nina“ — sagte eine der Damen — „würde es Ihnen nicht verzeihen, wenn sie es wüßte; und ich werde mir ein Geschäft daraus machen, es ihr zu sagen. Vielleicht nimmt sie dann wieder den armen Heinald, den Sie verdrängt haben, zu Gnaden an.“

„Er scheint sich wirklich zu grämen; er sieht blaß und melancholisch“ — bemerkte die andere.

„Wie nur“ — bemerkte der Gerichtsrath — „es der alte Direktor so ruhig ansieht, daß Nina jedes Glück, welches ihr entgegenkommt, durch Laune und Wankelmuth zurückstößt! Gegen seine Untergebenen ist der Mann ein wahrer Bär und in seinem Hause das Lamm, welches den Winken der Frau und ältesten Tochter unbedingt folgt.“

„Ihr fangt an zu klatschen: das ist kleinstädtisch!“ — sagte die Gerichtsräthin.

„In großen Städten klatscht man auch“ — bemerkte der Gemahl.

„O, ja!“ — sagte Adhemar — „aber über Könige, Minister, Gelehrte und Künstler. Durch den Gegenstand erhält selbst das Kleinliche den Anstrich des Bedeutenden, und man scheint allgemeinere Interessen zu vertreten.“

„Für die man“ — erwiderte der Gerichtsrath — „doch kein Herz hat, und auch Nichts für sie wirkt! Unsere Klatschereien sind gemüthlicher, gehen aus der wirklichen Theilnahme an nahen Bekannten hervor und sind oft nicht ohne heilsame Folgen.“

„Wol!“ — rief eine der Damen — „keine Vergehen, keine Schwäche, die bei uns nicht an's Licht gezogen würde und ihr gerechtes Urtheil fände!“

Das also waren hier die Hebel des gesellschaftlichen Lebens, und man maskirte sie mit Offenheit und Herzlichkeit! — Manches Ereigniß, manches Wort hätte wol Adhemarn früher belehren können, daß auch hier die Quellen keineswegs so klar und rein flossen, als man ihre Gewässer dem Fremden einschenkte; aber er hatte sich in der Täuschung gefallen und sich wohl gehütet, mit scharfem Auge umher zu blicken.

Adhemar war sehr verstimmt. Inneres Unbehagen begleitete ihn noch am folgenden Abend auf den Ressourcen-Ball. Doch über die vielen fröhlichen und jugendlichen Gesichter wurde es ihm wieder wärmer um's

Herz. Da traf er auf Nina'n. Er begrüßte sie mit der gewohnten Freundlichkeit; sie begegnete ihm kalt und spitz. Er bat um einen Tanz.

„Sollte Herr Tangen" — antwortete sie, in fast ungezogenem Ton — „keine angenehmere Tänzerin finden können?"

„Gewiß keine, deren Gemüth inniger, zarter, erregbarer" — entgegnete Adhemar mit leichter Ironie.

Nina verschwieg den Aerger, der sich auf ihrer drohenden Stirn zeichnete. Als Adhemar sie verlassen hatte, trat ihr Vetter Heinald, der Oberlehrer, zu ihr heran. Er hatte sie seit langer Zeit nicht so voll holder Freundlichkeit gefunden. Sie glänzte wechselnd in tiefer Empfindung und muthwilligem Scherz. Heinald war glücklich. Sein falbes Gesicht schaute jetzt noch einmal so stolz auf den ungelehrten Pöbel; seine dürren Beine machten doppelt so lange Schritte, um in kräftiger Würde aufzutreten, und im Tanze schlängelte er sie so anmuthig, wie es nur immer der unsymmetrische Bau seines schwächlichen Körpers zuließ.

Adhemar lächelte über den Kraftmenschen, zu welchem sich der kränkliche Heinald gern gemacht hätte, um sich den Stempel des Genie's aufzuprägen. Adhemar kannte ihn, wie er mit reichen wissenschaftlichen Kenntnissen und mit scharfem, selbstischem Verstande

vergebens strebte, eine Großartigkeit der Gesinnung zu offenbaren, welche ihm entweder die Natur versagt, oder ein frühes Abtreiben in philologischen Kleinlichkeiten und in spitzfindiger Dialektik entrissen hatte.

Die Großartigkeit der Gesinnung gründet sich auf ein kräftiges, gesundes Gemüth, und das eben war bei Heinald durch Selbstsucht verkehrt. Als er jetzt mit Nina so traulich plauderte, schien es Adhemarn, daß Beide sich für einander gebildet haben müßten. Denn auch Ninas Wesen war ihm plötzlich klar geworden. Sie spielte mit ihrem Gemüth; sie hätschelte es, sie trat es in den Staub, sie zerriß es; aber nicht mit derselben Unschuld, wie es das Kind mit der Puppe thut.

Adhemar wurde aus seinen Betrachtungen aufgestört durch den reichen Kaufmann Benno. „Sie thun nicht Ihre Schuldigkeit!" — redete er Adhemarn an — „sehen Sie nur, wie der ganze Kranz von Damen unmuthig blickt, daß ein so gewandter Tänzer feiert."

„Sie irren! Die Blicke gelten meinem treuen Ilderim, der, wie ich eben gewahre, sich eingeschlichen und neben mir niedergelassen hat. Ich werde den Zorn der Damen sogleich besänftigen."

Er ging hinaus, und sein Ilderim, eine majestätische Dogge, folgte ihm.

Im Laufe des Abends gerieth Adhemar wiederholt mit dem Herrn Benno in ein Gespräch. Er fand einen klugen und scharfen Mann, namentlich in Bezug auf industrielle und kommerzielle Bewegungen der Zeit. Eben handelte es sich um einen interessanten Gegenstand der Art, als er plötzlich abbrach. „Meine Frauen" — sagte er — „winken mir schon ungeduldig: sie wollen den Ball verlassen. Mit Vergnügen hätte ich unser Gespräch fortgesetzt. Finden Sie ein ähnliches Interesse an demselben, so knüpfen wir es morgen bei dem Frühstück wieder an. Seien Sie da mein Gast! Ein gutes Glas Madeira wird den Nerven wohlthun nach dieser Nacht."

Adhemar nahm die Einladung an.

Im Hause des Kaufherrn glänzte Reichthum, nirgends Prunk. Das erinnerte Adhemarn an das Haus des Oheims; auch eine Helene fehlte hier nicht. Die Tochter des Herrn Benno war eine liebliche Jungfrau, im frischesten Lebensmorgen; eben hatte sie die Knospe der Kindheit durchbrochen. Sie war noch so unbefangen fröhlich, wurde noch so lebendig von jedem Eindruck berührt und äußerte noch so treu jede innere Regung, daß Adhemar zugleich überrascht und auf's Angenehmste angesprochen wurde.

Als die Frauen des Hauses das Zimmer wieder verlassen hatten, konnte Adhemar sich nicht enthalten, seine Anerkennung auszusprechen.

„Sie werden wenigstens keine Ziererei oder Unnatur an ihr entdeckt haben“ — erwiderte der Vater.

Adhemar versicherte, daß er vielmehr durch ihre Wahrheit und Offenheit in Wort und Wesen überrascht worden sei. -

„Das macht mein Erziehungsprinzip: Wahrheit! — In jedem Knaben entwickelt sich sehr früh die Neigung zur Lüge und zum Betruge, in dem Mädchen die Neigung zur Affektation und Ziererei. Einen Knaben habe ich nicht erzogen; aber bei dem Mädchen fand ich es sehr leicht, jene Untugenden zu unterdrücken, indem ich selbst die unschuldigste und lieblichste Ziererei nicht gelten ließ, sondern sie dem Kinde verächtlich und lächerlich zu machen wußte.“

„Gewiß haben Sie Ihre Methode mit dem glücklichsten Erfolg angewandt!“

„Wie das Mädchen sich äußerlich darstellt, ist höchst gleichgiltig! Die Fähigkeit, glücklich zu machen und glücklich zu werden, möcht' ich ihr nur mitgegeben haben; und das habe ich, wenn ich ihr das unverkrüppelte Gemüth bewahrte.“

Benno stieg durch solche Aeußerungen auf's Höchste

in Adhemars Achtung. Bei dem guten Glase Wein wurde die Unterhaltung offen und lebendig fortgesetzt. Der Zufall führte das Gespräch auf die Justiz. Der Kaufmann erzählte von einem Prozesse, der bei dem hiesigen Gericht gegen ihn schwebe.

„Ich stand" — so erzählte er — „in einer Societät, die Lieferungen für den Staat übernommen hatte. Wir wurden in Papieren befriedigt, die wir um 4 p. C. über den damals äußerst niedrigen Cours annahmen und uns zugleich verpflichteten, sie in bestimmten Zeiträumen auf den Markt zu bringen. Ich hatte diesen Vergleich mit dem Fiskus allein geschlossen und fürchtete, daß meine Socien mit mir schlecht zufrieden sein würden. Deshalb verschwieg ich ihnen die Art der Auszahlung in Staatspapieren und befriedigte sie in baarem Gelde. Die Papiere ließ ich in den bestimmten Terminen an der Börse verkaufen, kaufte sie aber sogleich wieder zurück. Aus dieser Operation schreibt sich der bedeutendste Theil meines Vermögens her. Meine ehemaligen Socien haben jetzt die Sache, aus der ich eigentlich nie ein Geheimniß machte, entdeckt, und sie fordern Theilnahme an dem Gewinn, den ich doch auf meine Gefahr allein machte. Ich habe den Gegenstand schon mit unseren bedeutendsten Juristen, namentlich mit dem Gerichtsrath Brunner, besprochen; sie alle sind

der Meinung, daß die Forderung an mich durchaus unrechtmäßig sei."

Adhemar erwiderte, daß er sich nicht getraue, ohne die vollständigste Kenntniß der Akten in einer so schwierigen Sache ein Urtheil zu fällen. Scheinbar unbedeutende Punkte, die der Erzähler gar nicht für nöthig erachte, zu berühren, seien oft für das juridische Urtheil von höchster Bedeutung.

Die Sache war damit abgethan.

Adhemar schied mit der vollkommensten Befriedigung aus dem Hause des Kaufmanns. Helenens Erscheinung mochte dazu beitragen. Adhemar sah in ihr die ganze fröhliche Unbefangenheit, das offene, ungestempelte Gemüth, den lebensvollen Geist, die blühende Gestalt seiner Helena wieder; dazu der von heiliger Jugendliebe gefeierte Name!

Als Adhemar in sein Zimmer trat, fiel der Blick zunächst auf einen Stoß Akten, der in seiner Abwesenheit gebracht worden. Er las den Titel der obersten Piece: „in Sachen des Kommerzienrath Stange wider S. Benno." Er selber war Referent, der Gerichtsrath Brunner Correferent. Adhemar blätterte die Akten durch; sie verhandelten seltsamer Weise den Prozeß, von welchem ihm heute erzählt worden. Ein leises Mißtrauen stieg in ihm auf: „Sollte Benno erfahren ha-

ben, daß Adhemarn die Sache zugetheilt worden? Sollte der Kaufmann deshalb des Juristen Bekanntschaft gesucht, ihm absichtlich von dem Prozeß erzählt, ihm absichtlich das schon vornweggegebene Urtheil des Correferenten mitgetheilt haben?" — Er mochte sich nicht entscheiden, er sah das Ganze lieber als ein Spiel des seltsamen Zufalls an. Anfangs war er gesonnen, die Akten zurückzugeben; aber er hatte keinen triftigen Grund, und er durfte eine so leichte Probe seiner Gewissenhaftigkeit nicht scheuen.

Die Sache war verwickelt. Adhemar behandelte sie mit Aufbietung aller seiner juristischen Kenntnisse und mit Anwendung seiner ganzen Verstandesschärfe. Inzwischen war er öfter in dem Hause des Herrn Benno; des Prozesses wurde hier nie wieder erwähnt. Um so mehr überzeugte sich Adhemar, daß Herr Benno ohne selbstsüchtiges Interesse ihm zuvorkommend begegne. Helene erschien ihm immer liebenswürdiger, und es war bei ihrer Offenheit so natürlich, daß Adhemar ihr vertraut wurde. Das erschwerte ihm seine richterliche Pflicht nicht wenig; vielleicht aber übte er sie deshalb um so gewissenhafter. Er entwarf eine Arbeit, welche die faktischen Verhältnisse auf's Klarste darstellte und auf diese die Vorschriften des Gesetzes mit sicherster Schärfe anwandte, um endlich das Urtheil gegen das

Interesse des Kaufmannes zu fällen. Er mußte nach dem Gebrauch des Gerichtshofes die Sache selbst in der Sitzung vortragen. Das Kollegium entschied in seinem Sinne, ungeachtet der Correferent die entgegengesetzte Ansicht mit großem Geschick vertheidigte. Die ganze Arbeit erwarb Adhemarn bei Vorgesetzten und Kollegen die allgemeinste Anerkennung. Doch war das nur ein geringer Trost gegen die bittere Erfahrung, welche Adhemar inzwischen hatte machen müssen. Wenige Tage nämlich, nachdem er jene Arbeit vollendet und abgegeben hatte, wollte er im Hause des Kaufherrn einen Besuch machen: er war abgewiesen worden. Das konnte zufällig sein; aber das nächste Mal erfuhr er ein Gleiches. Er traf Herrn Benno in einer Gesellschaft, und er sah sich kalt und zurückweisend behandelt. Er konnte sich nicht mehr täuschen; er glaubte sich auch berechtigt, den wahren Grund für des Gerichtsrath Brunner Votum in der Freundschaft zwischem diesem und dem Herrn Benno zu finden. Er war überzeugt, daß der Prozeß eine ganz andere Entscheidung gewonnen hätte, wenn er selbst weniger streng und weniger gründlich in seiner Darstellung der Sache gewesen wäre. Das regte ihn unmuthig auf.

Der Prozeß, dessen Parteien in derselben Stadt lebten, und der für dieselben von großer Bedeutung war, machte

Aufsehen: Adhemars umsichtige und tüchtige Arbeit wurde mannigfach besprochen. Die ehemaligen Socien und jetzigen Gegner des Herrn Benno beeiferten sich, Adhemarn ihre Anerkennung und ihren Dank zu beweisen. Das Recht, den letzten Anker unserer socialen Verhältnisse, glaubte man an Persönlichkeiten geknüpft! Adhemar mied wieder die Menschen. Nur das Haus des Herrn von Wennfeld, eines pensionirten Majors, besuchte er noch häufiger. Die Töchter waren jung, hübsch, lebensfroh, wenn auch sonst unbedeutend. Man lebte in dem Hause nur dem Augenblicke: Musik, Tanz, Spiel, leichte Unterhaltung wechselten nach der Laune. Das war für Adhemar die rechte Gesellschaft. Eine der Töchter erzählte, daß ein junger Postsekretär, den man nur von der Ressource aus kenne, heute in ihrem Hause habe einen Besuch abstatten wollen. Die jungen Offiziere moquirten sich scherzhaft über den Zudringlichen, die Damen und die älteren Herren rügten die Unverschämtheit härter.

„Das kommt" — nahm Frau von Wennfeld das Wort —„von unserer liberalen Vermischung der Stände, von der trefflichen Einrichtung unserer Ressource! Da setzt sich der Herr Aktuar ganz bequem neben den Präsidenten, die Frau Registrator beehrt die Frau Geheimräthin mit ihrer Nachbarschaft; da hat jeder Schreiber

das Recht, sich einzudrängen, jeder Ladendiener darf sich herausnehmen, dem gnädigen Fräulein den Hof zu machen!"

„Doch nur, wenn das gnädige Fräulein Gefallen daran findet!" — warf Adhemar hin.

„Ja, ja" — übertönte ihn die Gesellschaft von allen Seiten — „die Frechheit dieser Menschenklasse ist unerträglich, ihre plumpen Sitten geben jeden Augenblick Anstoß!"

„Und wir" — fuhr Frau von Wennfeld fort — „können dem so leicht abhelfen! Wir sind Adlige, Offiziere und Räthe genug in der Stadt, um uns ein eigenes Casino zu halten. Ueberlassen wir den Subalternen, Kaufleuten und Bürgern die Ressource!"

Der Plan fand den lebhaftesten Beifall und wurde den ganzen Abend hindurch besprochen.

Nach einigen Wochen schon waren die Statuten entworfen, und bald das neue Casino etablirt. — Zu lebhaften Debatten hatte die Frage geführt, ob die Lehrer des Gymnasiums als Subalternen zu betrachten und vom Casino auszuschließen seien? — Nina, die Tochter des Gerichtsdirektors, konnte man als verlobt mit dem Lehrer Heinald betrachten. Deshalb hatte der Direktor — und sämmtliche Räthe folgten ihm — erklärt, sein Beitritt zum Casino hänge davon ab, daß man

den Gymnasial-Lehrern den Zutritt gestatte. So ungern man den Direktor aufgab, hatte er doch nur so viel erlangen können, daß man die Lehrer, welche den Titel „Professor" hätten oder Doktoren seien, als höhere Beamte betrachten wolle. Nun widerstrebte der Direktor nicht länger: Heinald konnte sich ja promoviren lassen. Inzwischen besuchte Nina mit vieler Erbauung den gewählteren Zirkel.

Die ganze gebildete Stadt stand sich jetzt in zwei Kampflägern gegenüber und machte sich lächerlich. Indessen gab das Casino einem durchreisenden Prinzen einen Ball, und Herr von Wennfeld wurde bald darauf mit einem Orden bedacht.

Adhemarn hatte das elende Treiben so angewidert, daß er weder Ressource, noch Casino sah, noch sonst eine Gesellschaft besuchte. Er arbeitete mit um so größerem Eifer. Täglich wuchs die Fülle seiner Rechtskenntnisse, immer eindringlicher wurde sein Blick in die faktischen Verhältnisse von Rechtsfällen; mit wunderbarer Leichtigkeit fand er den Rechtspunkt heraus, und sicher, bestimmt nnd klar wußte er das Gesetz zu demselben in's Verhältniß zu stellen. Die Achtung vor dem Juristen stieg in demselben Maße, als die Anerkennung des guten Gesellschafters fiel. Anfangs hatte man sein Rückhalten bedauert, man war gleichgültig geworden, und

Bayerische
Staatsbibliothek
München

spottete endlich über den Seltsamen. Man nannte ihn nur den Bruder Ilderims. Denn stets wurde er nur in Begleitung seiner Dogge auf den einsamen Spaziergängen erblickt, die er wieder lieb gewonnen hatte. Da umgaukelte ihn sonst das schöne Phantom des Ruhms, glänzende Bilder stiegen auf und nieder, aber sie zerstoben in flüchtige Nebel vor dem Gedanken der Wirklichkeit. Jetzt hatten die Gestalten der Zukunft ein weniger glänzendes, aber kräftigeres Kolorit. Stein um Stein überflog er auf seinem Wege, überall that er das Höchste, er erzwang sich die Anerkennung und scheute sich nicht, nach dem höchsten möglichen Preis die Hand auszustrekken. Die Ehre war zugleich sein Sporn und sein Ziel. Die Vergangenheit war vergessen; sein Leben lag in der Zukunft.

Siebentes Kapitel.

Adhemar hätte die Bahn an seinem jetzigen Gerichtshofe schon früher abschließen können; die Unentschlossenheit, wohin er sich versetzen lassen solle, hatte ihn hier nur noch aufgehalten. Da erhielt er die Nachricht, daß Helenens Gemahl aus der Hauptstadt zu einem andern Wirkungskreise abgerufen sei. Nun konnte Adhemar dorthin zurückkehren. Daß er die Provinzialstadt freu=

Bayerische Staatsbibliothek München

dig verließ, dazu trug noch ein letztes Erlebniß bei. Der Oberlehrer Heinald war gestorben. Kränklichkeit hatte ihn auch verhindert, seine Promotion zu bewirken. So hatte der arme Mensch das Unglück, nicht in die höhere Societät des Casino recipirt worden zu sein! Was wird der liebe Herrgott dazu gesagt haben? — Aber um den Körper des Seligen erhob sich dennoch ein Kampf, gewaltig, wie ihn nur immer die homerischen Helden kämpften um den gefallenen Mann. Der Gymnasiarch wollte den Lehrer, welcher aus einer reichen Familie der Stadt und mit dem Casino selber verwandt war, feierlich beerdigt wissen. Die Ressource forderte für sich das Recht, die jungen Damen zu stellen, welche die Blumen in die Gruft streuen sollten. Das Casino aber wollte eine so schöne Gelegenheit nicht vorüberlassen, die Blüthe seiner weiblichen Jugend, in weißen Kleidern und Trauerflor, mit Blumen in den Händen, aufziehen zu sehen. Es behauptete, die Braut des Verstorbenen habe das Recht, ihre Freundinnen für diese Ehre zu wählen. Der Ordner der Festlichkeit gerieth in die peinlichste Verlegenheit. Nina's Vorschlag, die Ehre zwischen beiden Parteien zu theilen, entriß ihn endlich derselben. Nina war überhaupt bei allen Anstalten zur Festlichkeit auf's Thätigste beschäftigt: ihr Schmerz schien sich darin aufzulösen. Am Tage des Begräbnisses aber schritt sie un=

ter ihren Freundinnen daher mit umdüstertem Blick, mit den schmerzvollsten Zügen; am Grabe fiel sie in eine schöne Ohnmacht.

Wenige Tage später machte Adhemar seinen Abschiedsbesuch im Hause des Direktors. Er sah Nina'n. Sie war gefaßt, sie war die religiöse Philosophin. Ueber den Verstorbenen sprach sie die Worte der innigsten Verehrung, und doch hatte sie ihn im Leben mehr verächtlich als gleichgültig behandelt. Adhemar kannte das zarte Seelchen. Wahre, tiefe Empfindung hatte der Egoismus nie in ihr aufkommen lassen, aber sie besaß Phantasie genug, künstlich jede Empfindung zu wecken. Ueber diese behielt sie stets die Macht, sie nach Gefallen auf- und niederzuschrauben; sie ließ die Nerven wohlthätig von ihnen durchleben, ohne sie gewaltig erschüttern oder zerreißen zu lassen. Mit solchen Empfindungen konnte Nina auch kokettiren.

Adhemar war froh, als er die Stadt hinter sich hatte. Auf freien Bergpfaden schritt er dahin; sein Ilderim bald vorauf, bald ihm zur Seite. Adhemar war frei: keine Arbeit drängte, keine Sorge belastete ihn. Was hinter ihm lag und was sein Gemüth so oft gereizt hatte, entschwand vor dem weiten Blick in eine schöne Natur. Und die Luft war so mild, der Himmel rein, die Erde freundlich! Da thaten sich wieder die Flügelthore der Seele weit

auf, und hinein zog die Menschenliebe, die Liebe Gottes. Eine milde Wehmuth lößte die Starrheit von seinem Herzen, und mit einer Thräne sprach er empor zu dem Vater droben, der so seligen Schmerz, so schmerzliche Lust in des Menschen Brust legte. Adhemar war wieder gut und rein, wie in den Tagen der ersten Liebe. Und er war so nahe daran gewesen, daß ihn die Menschen und Verhältnisse zu einem kalten, selbstzufriedenen Egoisten machten!

Er zog fort durch's Gebirge, und in den dunklen Wäldern, in der Tiefe und auf den grünen, luftigen Höhen, am rauschenden Felsbach und am stillen Ufer des Sees überall war's ihm wohl, überall wurd's ihm leichter und freundlicher. Er grüßte wieder die Menschenbrüder, und freute sich ihrer nützlichen Thätigkeit und ihrer erquikkenden Ruhe.

Es war am dritten Tage seiner Wanderung durch's Gebirge, als Adhemar sich einem Badeorte näherte. Er stieg von den Bergen in ein Thal hinab, dessen Ueberblick der hohe Buchenwald verdeckte. Die Mittagssonne spielte im goldenen Schimmer um die Wipfel der Bäume, nur hier und dort brach ein lichter Streif durch das dichte Laub, und unter ihm war's so kühl, so traulich! Adhemar war ganz der Gegenwart hingegeben.

Ilderim streifte seitwärts in den Wald; jetzt stand

er wieder vor seinem Herrn und schaute mit klugem Auge zu ihm empor, und verließ ihn wieder. Adhemar wurde aufmerksam, und als Ilderim dasselbe Spiel wiederholte, folgte er ihm nach durch den Wald. Bald hemmte er überrascht seinen Schritt.

Vor ihm saß auf einem Steine, der in roher Form ein Ruhebette bildete, ein Mädchen, schön, wie er nie eine andere gesehen. Sie hatte das jugendliche Haupt auf die Hand gestützt und schlief oder war in tiefe Träume versunken. Die Haltung war so malerisch, wie eine Sitzende sie nur haben kann, und das weiße Gewand hob die Umrisse einer hohen, edlen Gestalt auf's Bestimmteste hervor gegen das dunkle Gestein. Die Schönheit und das Seltsame der Erscheinung, die Stille und Heimlichkeit des Orts umfingen den Wanderer wie mit einem Zauber.

Ilderim mochte seines Herren plötzliches Stillestehen für Furcht halten: er schlug an, um demselben Muth einzuflößen. Da erhob sich die Ruhende schnell und ein Blick der Ueberraschung fiel aus dem schönen dunklen Auge auf Adhemar. Er selbst war betroffen: die Macht der Schönheit hatte nie so plötzlich auf ihn gewirkt. Doch faßte er sich schnell und trat vor, indem er sagte: „Verzeihung! Ihre schönen Gedanken wurden gestört. Mein Ilderim" — setzte er lächelnd hinzu — „weiß nicht

das Glück einer einsamen Stunde zu schätzen; er weiß nicht, was er vernichtet hat."

Die Fremde warf einen unbefangenen Blick über den Sprechenden hin, indem sie erwiederte: „Ihr Ilderim hat, glaub' ich, mich zu rechter Zeit geweckt. Es ist ein prächtiges Thier!" — Dazu schmeichelte sie dem Hunde, der zu ihr herangetreten war.

„In seiner Begleitung" — sagte Adhemar — „dürften Sie es muthiger wagen, sich in Waldesnacht den lichten Träumen der Phantasie zu überlassen."

„Ich fürchte Nichts:" — sagte die Fremde, indem sie den Hut aufsetzte und den Weg zum Walde hinaus einschlug — „die Zeiten der Entführung sind vorüber. Und hätten unsere jungen Ritter den Muth dazu: wo ist das Schloß mit den festen Mauern und hohen Zinnen, wo das Burgverließ?"

„Gehört das Alles nothwendig zu einer Entführung?"

„Welches Interesse könnte sie sonst haben? — Der Ritter bittet um meine Liebe; ich weise ihn kalt zurück. Der Thürmer giebt ein Zeichen, ich höre den Klang der Drommete: da wehen die Banner meines Hauses, da steht gewappnet seine edle Ritterschaft!" „Jauchze nicht!" — sagte er — „Dein Vater, Deine Brüder werden sich vor diesen festen Mauern den Tod erstreiten. Siegen sie, dann falle ich in ihrem dichtesten Gedränge; aber Du sollst drum

nicht fern sein, nicht die Braut eines Andern: der Tod wird Dich mir vermählen! Wähle ein glücklicheres Loos!" — Ich zittre für den Vater, für die Brüder, für den Geliebten; aber mein Stolz siegt. Da stürzt er hinaus, er steht im hellen Waffenschmuck auf den Mauern. Hin nnd her wogt der Kampf. Wem soll ich den Sieg erflehen? — Jetzt erschallt der Hufschlag der Rosse, die Zugbrücke donnert nieder und darüberhin rasseln die Reisigen, voran der Burgherr im wallenden Helmbusch. Ungestüm fällt er und unvermuthet dem Feind in die Seite; er treibt ihn zurück. Aber bald steht ihm die Uebermacht in geschlossenen Reihen eisern gegenüber, seine muthigen Mannen, die kleine Schaar wankt. Ich halte mich nicht mehr: ich stürze hinaus durch das offene Thor, über die Brücke; ich bin auf dem wilden Waffenplan, mitten unter den Kämpfenden. Das Erstaunen senkt die Streitaxt und das Schwert. Ich winke den Geliebten an meine Seite, ich ergreife seine starke Hand: „Ritterlich hat er um mich gekämpft; er sei mein Gemahl! Vater gieb uns Deinen Segen!"

„Solcher Preis war wol des Kampfes werth" — sagte Adhemar, lächelnd über des Mädchens romantischen Aufschwung.

„Werth oher unwerth: was kümmert es mich! Aber dies Salon=Leben unserer Tage mit seinen Helden ist

langweilig, wie die Juden in der Wüste; und das alte Geschlecht stirbt doch nicht aus!"

„Sie haben die Kraft, sich auch in der Wüste eine Welt reich und schön zu erbauen!"

„Das bringt nur Pein, wenn die Wirklichkeit ihr nirgends begegnet."

„Die Wirklichkeit war auch in jenen ritterlichen Zeiten ohne Poesie."

„Sehen Sie dort auf jenem Gipfel die Ruine der alten Veste? — Dort hausten meine Ahnen und geboten weit hinein in's Land; von dort schauten ihre Töchter über das herrliche Thal, wenn die Väter und Brüder hinauszogen zum muthigen Kampfe, wenn die ritterliche Jugend des Gaues daherzog zum fröhlichen Banquet. Da durchwehte doch ein frischerer Geist das Leben!"

Die Wanderer waren der lebhaften Promenade des Brunnens nahe gekommen. Adhemar wollte sich verabschieden; da sein Aufzug — die weite Blouse, der kleine Strohhut mit der breiten Krempe und der gewaltige Ilderim an seiner Seite, ihn nicht zum geeignetsten Begleiter einer Dame auf der Promenade machten. Er deutete das an.

„Was kümmert's mich" — entgegnete das Fräulein — „wenn die Herren den Hals aus der steifen

Kravatte recken, um den Kopf bedenklich zu schütteln, oder wenn die Damen das Näschen verächtlich rümpfen! Sie werden mich doch bald umdrängen und neugierig forschen, wer der romantische Fremde sei? — Ich bin noch unentschlossen, ob ich Sie zu einem Prinzen, einem großen Künstler oder Dichter mache. Welche Rolle wollen Sie spielen?"

„Die des unscheinbaren Menschen; der bin ich."

„Das sind Sie nicht und das müssen Sie nicht sein wollen! Sie müssen mindestens eine diplomatische Person mit geheimen Aufträgen repräsentiren."

Die Dame hielt sich auf der Promenade immer an Adhemars Seite, sprach recht angelegentlich mit ihm, nickte nachläßig hier und dort zu den Begegnenden hinüber und begleitete so Adhemarn bis zu einem Gasthofe.

„Dort" — sagte sie — „logiren wir. Ich gehe jetzt meine Mutter am Brunnen aufzusuchen. An der table d'hôte sehe ich Sie wol wieder."

Adhemar ließ sich in dem Gasthofe ein Zimmer anweisen. Er wollte bis zum Mittagstisch ruhen, aber das seltsame Mädchen hatte ihn zu lebendig aufgeregt. Hatte ihm mehr ihre ungewöhnliche Schönheit oder ihr keckes scheinbar so natürliches Wesen das Interesse eingeflößt?

In dem Speisesaal fand Adhemar eine Gruppe, in welcher eifrig hinüber und herüber gesprochen wurde.

Den Mittelpunkt der Unterhaltung bildete die romantisirende Schöne. Als sie Adhemarn erblickte, sagte sie: „Hier, meine Herren und Damen, noch einen Theilnehmer an unserer Partie, Herr Alexei von —"

„Bitte" unterbrach er sie — „nur Adhemar Tangen!"

„Mir recht, wenn Sie nicht anders wollen" — sagte die Dame, indem ein leichter Unmuth um ihre Lippen spielte und sie sich leis' redend zu ihrer Nachbarin wandte.

„Ich unterwerfe mich" — knüpfte Adhemar das Gespräch mit den Damen wieder an — „unbedingt Ihrem Befehl; aber darf ich fragen, zu welcher Ritterfahrt Sie mich heute bestimmt haben?"

„Sein Sie ohne Furcht: zu einem Lanzenbrecher, Schwerterklirren wird es nicht kommen" — erwiderte sie, und Adhemars Arm ergreifend, fügte sie hinzu: „Man setzt sich, führen Sie mich dorthin neben meinen Vater: bei Tische muß er mich an seiner Seite haben. Den andern Platz neben mir hat sich Herr von Weitenau lange genug angemaßt; nehmen Sie ihn heute."

„Heute nur! Und wenn ich morgen und übermorgen bliebe?"

„Würde ich Sie vielleicht wieder zum Nachbaren wählen, vielleicht auch einen Andern."

Die Fremde, welche Adhemar jetzt „Albine" nennen

hörte, stellte ihn ihrer Mutter und ihrem Vater, dem Obristen von Bahrenfels, vor. Die Mutter war noch eine schöne Frau, der von den glänzenden Spuren der Jugend manche geblieben waren; der Vater trug edle Formen des Gesichts ohne den sprechenden Ausdruck.

Als Adhemar auf die Tischgenossenschaft herumblickte, sah er plötzlich in Weitenau's Auge, das spähend auf ihn geheftet war. Adhemar grüßte ihn kalt, Weitenau erwiderte den Gruß vertraulich und knüpfte sogleich eine Unterhaltung an, in welche auch Albine hineingezogen wurde.

Nach der Tafel setzte sich ein großer Theil der Tischgesellschaft in die bereitstehenden Wagen. Adhemar hatte seinen Platz neben Weitenau, Albinen und deren Mutter gegenüber. Er konnte sich an Weitenau's Seite nicht bequem fühlen. Die Umstände, unter denen sich ihre Bekanntschaft befestigt, die Gründe aus denen sich ihre lockere Freundschaft gelöst hatte, mußten in Adhemar zur Lebendigkeit werden. Er gedachte Helenens, und Ernestens reines Bild trat vor seine Seele. Er mußte es Weitenau danken, daß er von einer Fessel frei war, die ihm alle höheren Lebenspläne so leicht hätte vernichten können; aber er verwechselte doch nicht das Ersprießliche mit der Absicht des Urhebers. So war Adhemar mit sich selbst beschäftigt, als Frau von Bahren=

fels einige ungeschickte Fragen über seine Familie an ihn richtete. Er hatte keine Ursache das Wenige, was er von derselben wußte, zu verhehlen aber er ließ es seinen Antworten anmerken, daß er nicht gewohnt sei, unhöflichen Fragen höflich zu entsprechen. Frau von Bahrenfels ließ noch einen forschenden Blick über ihn gleiten, und gab sich dann der sehr verbindlichen Unterhaltung des Herrn von Weitenau hin. Albine fand an der schönen Gegend Stoff für ihre excentrischen Phantasieen. Der Weg führte Anfangs durch das Thal. Seltsam kontrastirend mit der tiefen, heiligen Stille des alten, dunklen Waldes, tönte das fröhliche Wort und Gelächter der muntern Gesellschaft. Bald ging's höher in das Gebirg hinauf. Hier weidete sich der Blick an dem freundlichen Thal, dort starrte er hinab in die wilde Schlucht; jetzt schienen kahle Felswände den Weg zu sperren, und plötzlich schwebte das Auge über einer Gruppe grüner Bergkuppen. Die Einsiedelei war das Ziel des Weges. Diese Einsiedelei war ein wohl eingerichtetes Gesellschaftshaus. Es lag auf dem höchsten Theil des Gebirges, aber in einem tiefen Kessel, den wild zerrissene, steile Felswände umschlossen.

„Mich ärgern" — wandte sich Albine an Adhemar — „die massiven Gebäude und ihr weißer Putz. Denken Sie sich hier eine Hütte von Moos und Flechtwerk und,

statt alles Lebens und Getümmels, dort auf der Spitze des Felsens den Mann im härenen Gewande, wie er das ernste, fromme Antlitz der Sonne und seinem Gott zuwendet, zum heiligen Gebete niedersinkt: welch ein erhebender Anblick!"

„Ich habe es lieber, daß ein reges Leben in diese Einöde gedrungen. Das fleißige Klappern des Webestuhls ist ein herrliches Gebet, und die Küchengewächse, welche überall grünen, wo nur eine Hand voll Erde den Felsspalt füllt, sind ein trefflicher Stachelgürtel der menschlichen Sünde und Buße."

„O über dies prosaische Geschlecht, das sich nur erbaut, wo Gold wuchert!" — rief Albine und wandte sich unwillig von Adhemar. Bald aber hatte sie ihren Zorn vergessen und knüpfte das Gespräch neu an.

Die Gesellschaft stieg auf gewundenem, doch steilem Pfade zu einer der Felsspitzen hinan. Diese schoß gegen den Thalkessel jäh ab, hinterwärts aber dehnte sie sich, als Bergrücken absenkend, fort. Die Gesellschaft genoß eines überraschend schönen Schauspiels. Ein großer Theil des Gebirges lag in seiner wechselnden Gestaltung vor dem weiten Blick. Alle brachen in Worte der Bewunderung aus; Adhemar nur stand stumm. Sein Geist schwebte über den Tiefen der Thäler, um die Spitzen der Berge und senkte sich hinab zu dem blauen

Spiegel der Seen, und die ganze weite Schöpfung hielt er an seiner warmen Brust. Nur wie fernes Summen drangen die Worte seiner Umgebung in das äußere Ohr; den Geist berührte Nichts, als der eigene hohe Gedanke, das eigene tiefe Gefühl. Da merkte er sich plötzlich leis' berührt: Albine stand neben ihm. „Sie spielen Ihre Rolle sehr gut" — sagte sie — „und rechtfertigen vollkommen die gute Meinung, welche ich von der Langweiligkeit der Diplomaten habe."

„Was soll mir Das?"

„Wissen Sie denn noch nicht, daß Sie auf einer geheimen Mission an den . . r . . . schen Gesandten hier sind?"

Lachend verließ sie Adhemarn, der bald bemerkte, daß man ihn in der That für eine wichtige Person hielt. Der Täuschung zu widersprechen, wollte sich die Gelegenheit nicht bieten.

Am Fuß des Felsens befand sich eine schmale Oeffnung. Ein Diener mit der Fackel schritt voran, einige Fuß tief auf ausgehauenen Stufen hinunter; die Gesellschaft folgte. Man sah sich in einer hohen und weiten, von der Natur domähnlich gewölbten Felsgrotte. In der Mitte derselben stand ein Stein aufgerichtet, und über ihm lag ein zweiter, mehr platt und breit. Sie dienten als Tisch. Vor diesem lag ein anderer Granitblock, der

die Stelle des Sessels vertrat. An der einen Seite der Wand war ein hölzernes Gebetpult eingefügt und über demselben hing ein roh gearbeitetes Crucifix. Eine kleinere Grotte schloß sich der größeren an. Hier fand man noch das grobe Büßerkleid, den eisernen Stachelgürtel und die Geißel aufgehängt. Spärliches Moos, das den Boden einer Ecke verbarg, und ein roher Stein am Kopfende bezeichneten die Lagerstätte des ehemaligen Bewohners. Diese Grotten waren die eigentliche Einsiedelei. Der Führer erzählte, daß die Sage noch das Gedächtniß des letzten Einsiedlers erhalten habe: wie er so fromm gewesen sei, wie er sich die härtesten Büßungen auferlegt! Täglich sei er den steilen Pfad zum Gipfel des Felsens auf den Knieen hinangerutscht; dort oben habe er oft ganze Tage und Nächte, ohne Speise und Trank im heiligen Gebete zugebracht. Endlich sei er mit zerschellten Gliedern an dem Eingange der Höhle todt gefunden worden: die Blutspuren an der Felswand bezeichneten den Sturz, welchen er in dem Dunkel der Nacht gethan.

Albine war schweigend und ernst umhergewandelt; plötzlich rief sie: „Hier muß der Gesang in eigenthümlicher Macht tönen! Lassen Sie uns den Doppelchor der Sklaven und Freien ausführen!"

Alle fügten sich Albinens Anordnungen.

Dumpfe, wilde Trauertöne drangen aus dem Innern der Höhle und die Brust schauderte, wie in dunkler Waldesnacht bei dem wilden Rauschen des Baches vom jähen Felssturz. Draußen aber antwortete ein freudiger Gesang, und in muthigen Klängen stieg er empor zwischen den hohen Felsen zu des Himmels Bläue. Die Oertlichkeit machte den Eindruck auf die Hörer zum feierlichsten. Die Worte des Gesanges mögen hier einen Platz finden, wenn sie auch nicht den Eindruck erneuen können, welchen sie den Besuchern der Einsiedelei weckten.

Der Chor der Sklaven.

„Finstre Erdenmächte walten
Ueber der Sklaven arm Geschlecht,
Und in starren Händen halten
Macht und Gewalt ihr menschlich Recht.
Wir schütteln die Kette
Voll grimmiger Pein!
Wir fluchen dem Schicksal,
Geboren zu sein!“

Der Chor der Freien.

„Uns empfing der Freiheit Segen,
Leitet uns auf glücklicher Bahn;
Und der Erde Blüthen-Regen
Schwellt des Lebens Ströme an.
Wir schlingen den Reigen
Zum fröhlichen Tanz!
Wir fesseln der Stunden
Verrauschenden Glanz!“

Der Chor der Sklaven.

„Wird kein Retter uns erscheinen?
Wird der Freiheit heilig Licht
Dringen zu den nächt'gen Räumen,
Wenn des Donners Strahl sie bricht?
Wir hoffen, wir harren
Seit uralter Zeit:
Verflucht sei das Hoffen,
Verflucht sei die Zeit!"

Der Chor der Freien.

„Leicht erfassen wir die Sprossen,
Schwingen auf zu lichten Höh'n,
Wo von Freude=Glanz umflossen,
Himmelslüfte uns umweh'n.
Uns schäumet der Becher
Auch morgen wie heut!
Kein Wünschen, kein Hoffen
Vergebens geweiht!"

Beide Chöre

„Bleibt ein Hoffen ungestillet
In der engen Gegenwart:
Blicket vorwärts! — Schon umhüllet
Ew'ge Saat des Keimens harrt!
Wir schauen, wir künden
Den goldenen Tag!
Was Edle einst sangen,
Die Zukunft hallt's nach!"

Adhemar saß während des Gesanges auf dem Moos=lager. Er gedachte der einsamen, stillen Bewohner des jetzt von so frischem Leben durchwehten Ortes. Wie

bitter mußten die Erfahrungen des Lebens sein, welche einen Menschen diese trübe Abgeschlossenheit suchen ließen! Wer mochte hier Beruhigung gefunden haben für das zerrissene Gemüth? — Adhemarn ergriff ein tiefes Mitgefühl für die untergegangenen Menschenleben. Wehmüthig blickte er auf die kalten Steinwände, an denen so manche Klage dumpf verhallte. Da fiel sein Auge auf eine kleine Nische, in welche die Fackel einen Lichtstreif hineinwarf. Das einfallende Licht machte die Vertiefung und im Grunde derselben ein Buch sichtbar. Adhemar nahm es heraus. Es war ein Band ascetischer Schriften des Thomas a Kempis. Gleichgiltig wollte Adhemar das Buch wieder an seinen Ort stellen, als ihm aus demselben eine alte seidene Tasche entgegenfiel, auf welcher die Worte: „Adhemar v. Tangen" — ausgenäht waren. Er war überrascht, zauderte einen Augenblick, dann steckte er den seltsamen Fund ein.

Die Gesellschaft zeigte sich, als der erste Eindruck des Gesanges verflogen war, von Mißbehagen ergriffen. Es geschah Nichts, um von dem Ernste einen Uebergang zu machen zu der Stimmung, um deren willen sie hierhergekommen war: sie wollte fröhlich sein. Albine, welche den Schleier des Mißbehagens gewebt, zerriß ihn auch. „Es giebt"— sagte sie — „doch keine trefflichere Einsiedelei als eine gute Gesellschaft. Eine wie ausge-

suchte Pönitenz ist sie doch für alle schönen Stunden, die wir so selbstsüchtig und gottlos uns allein schufen!"

Die Gesellschaft lachte, und das war das Signal, um in der heitersten Laune den Kaffee einzunehmen.

Auf dem Rückwege wußte Albine Adhemarn durch ihre Anschauungen von den gesellschaftlichen Zuständen des Mittelalters zu interessiren. Sie hatte ihre Kenntniß derselben fast nur aus poetischen Produktionen. Adhemars historische Aufschlüsse weckten nur ihren Widerspruch. Sie trennte sich von ihm mit den Worten: „Sie sind klüger als viele Männer, die ich kennen lernte, aber nicht besser!"

„Urtheil um Urtheil!" — erwiderte Adhemar — „und Sie machen mir das meine leicht: Sie sind besser als viele Frauen, die ich kennen lernte, aber nicht klüger."

Albine schlug ihn dafür mit dem Handschuh leicht anf den Mund und war entschlüpft.

Adhemar eilte auf sein Zimmer, ihn trieb es, die Tasche zu untersuchen. Sie enthielt Nichts als beschriebene Blätter und Briefe an den kaiserlichen Hauptmann Adhemar von Tangen. Einige derselben waren von der Gemahlin des Hauptmanns. Sie waren zart, innig, liebevoll; sie beklagten häufig das lange Schweigen des Gemahls und entschuldigten es auch. Mit vieler Zärtlichkeit sprach die Mutter immer wiederholt von der glück-

lichen Entwickelung ihres Sohnes, dessen Taufzeugniß sich ebenfalls unter den übrigen Papieren fand. Die meisten Briefe indessen waren „Albine von Bahrenfels" unterzeichnet, und sie waren mit jenen anderen im Laufe desselben Jahres geschrieben. Albinens erste Briefe athmeten eine tiefe Leidenschaft. In jedem derselben sprach sie die Versicherung aus, daß sie alle, selbst die heiligsten Bande zerreißen werde, um in den Armen des Geliebten jede Vergangenheit und Zukunft zu vergessen. Diesen Briefen folgten andere, in denen Albine leise Zweifel gegen die Treue Adhemars aussprach; der Zweifel wurde lauter, bald machten ihn ihre Klagen zur Gewißheit. Ein letztes Schreiben verkündete, daß Albine sich einem früheren Bewerber verlobt habe.

Ein seltsames Gefühl bemächtigte sich Adhemars beim Lesen dieser verblichenen Briefe, vor etwa anderthalbhundert Jahren geschrieben, führten sie ihm doch so lebendige Gestalten vor die Seele. Und das seltsame Spiel der Namen!

Die Blätter, welche Adhemar dann durchlas, bildeten eine Art Gedächtnißtafel seines Namensvetters — vielleicht seines Ahnen. Die leitenden Stellen mögen hier mitgetheilt werden:

„Den Augenblick hatte ich gefürchtet, wo Albine erfahren mußte, daß mir daheim das Weib sitzt. Ich

durfte sie nicht betrügen, und jetzt weiß sie Alles. Dennoch liebt sie mich! Wie uneigennützig, wie edel steht sie in dieser Liebe da! Diese Hoheit des Geistes und des Gefühls unterwirft mich ihr auf ewig!

„Dort mein Weib und Kind! — hier Albine, die glühend Geliebte! — Dorthin ruft mich die Pflicht, hier hält mich das Herz gefesselt mit ewigen Banden. Welch seltsames Geschöpf ist der Mensch, der das Rechte will, den das Schöne, das Geliebte bindet! Mein Inneres ist zerrissen, und das Herz blutet schmerzlich, selbst in den Minuten des schönsten Glückes. — Die Rache übt das furchtbarste Recht, wenn sie zu Gericht sitzt in der schuldigen Brust.

„Den Zwiespalt löst nur der Tod. Glücklich, daß ich ihn suchen darf auf dem Felde der Ehre, im Getümmel der Schlacht!"

„Auf den Unglücklichen sind der Feinde Geschosse nicht gerichtet, und ihre Schwerter durchbohren nur die freudige Brust! — Ich schäme mich der Ehre meiner Thaten, welche die Feigheit unentschlossener Kraft gebar."

„Aus Deinen kalten Worten, Albine, lese ich die

Hohheit Deiner Seele! — Du vermählst Dich einem Andern, damit ich zu meinem Weibe zurückkehre, die verlorene Ruhe wiedergewinne. Du willst Dich mir opfern. So darf es nicht sein! Ich eile zu Dir; wir fliehen in ein fernes Land; dort lebe ich Dir und Deiner Liebe. Ha, mein Weib! — Ich bin ihr èwig verloren: nie kann ich wieder vor sie treten mit der schuldbewußten Seele. — Sie wird mich als todt beweinen — und der Himmel möge mir verzeihen!"

„War das Albine? — streng, stolz, höhnend! — Sie war es in der siegenden Schönheit ihrer Gestalt! — Sie war es nicht! — Denn ihre Liebe glüht nicht mehr für mich; ihr Herz schlägt dem verhaßten Feinde. — Eine wahnsinnige Flamme brennt in meinem Busen, ergreift das Haupt! — Albine! Albine, Du hast Furchtbares zu vertreten.

„Es ist geschehen! — Er wird nicht mehr den schönen Leib umschlingen, nicht mehr das Haupt an den stolzen Busen lehnen, nicht mehr die rosigen Lippen berühren, von denen ich Hölle und Seligkeit trank. — Ich athme freier: er ist nicht mehr!"

„Albine hat mich verrathen! — Selbst das Mitleid für mich hat sie erstickt; und ich habe das Aergste für sie gethan: ich habe den Mord auf meine Seele geladen. Jedes Band zwischen mir und der Menschheit ist zerrissen; und ein Grausen vor mir selbst regt sich im tiefsten Inneren.“

„Die Menschen erflehen meinen Segen: den frommen Einsiedler nennen sie mich. O, daß ich einsam wäre! — Neben mir leben die Geister der Vergangenheit. — Die Furien der Sünde fliehen vor den Geisselhieben; ihr Ruf verstummt unter dem Schmerzenslaut des Stachelgürtels; aber die sündige Glut löscht keine Thräne des Schmerzes und der Reue!“

„Ich kann nicht mehr beten, nicht mehr denken, seit ich sie wiedersah! Ihre Schönheit ist gewelkt; ihr Leben neigt sich dem Grabe zu; und doch flog meine Seele ihr entgegen, und mein Geist schlang sich um sie, wie zu ewigen, seligen Verein. — Gott des Himmels, Du hast diese Macht in die Brust des Menschen gelegt: gehe mit mir in's Gericht!“

Das waren die letzten Worte in den Papieren des Einsiedlers. Adhemar war tief erschüttert. Er mochte

nicht das Urtheil sprechen über den Unglücklichen, noch weniger die Schuld des Schuldigen abläugnen. — Sorgfältig legte er die Papiere wieder zusammen und verwahrte die seidene Tasche, das Liebespfand der schönen treulosen Albine.

Am frühen Morgen verließ er den Ort. Wieder wanderte er einsam durch's Gebirge. Durch die Anregungen des letzten Tages war sein Geist ernst, fast trüb gestimmt.

Achtes Kapitel.

Adhemar lebte in der Hauptstadt ganz der juristischen Thätigkeit, doch nicht so abgeschlossen, wie an seinem früheren Aufenthaltsort. Mit seinem Freunde Karl arbeitete er an demselben Gerichtshofe, und zwischen Beiden hatte sich wieder das innigere Verhältniß angeknüpft. Karl war ihm mit dem offensten Herzen entgegengetreten; und Adhemar, so sehr er sich auch vereinsamt hatte, trug doch das tiefste Bedürfniß eines liebevollen Anschließens.

Karl hatte zwar allgemein wissenschaftliche Interessen, Homer, Sophokles, Tacitus citirte er gern, und

keine bedeutende Erscheinung der neueren Literaturen blieb ihm fremd; doch war er mit ganzer Seele Jurist. Seine Praxis däuchte ihm so ehrenwerth und so bedeutsam, daß er ihr freudig seine ganze Kraft weihte. Eine kleine Zahl der tüchtigsten jüngeren Männer seines Gerichts hatte er zu einer Gesellschaft vereinigt, die sich ganz in den Formen eines juridischen Kollegiums bewegte. Der Reihe nach führte Jeder das Präsidium; von den Mitgliedern wurden schwierige juridische Fälle vorgetragen; der Präsident mußte die Debatten leiten und ließ endlich den Beschluß nach Stimmenmehrheit fassen. Adhemar war in die Gesellschaft aufgenommen worden. Als Präsident zeichnete er sich bald durch die Schärfe der Auffassung, durch die Umsicht, mit welcher er die Debatte immer zum Ziele führte, und durch das gedrängte, klare Resümé aus. Karl stand Adhemarn vielleicht in der gedrängten, bestimmten Darstellung nach, übertraf ihn aber um eben so viel in der genauen, sicheren Rechtskenntniß. Beide Freunde wetteiferten mit einander um den Preis der Anerkennung, doch ohne kleinlichen Neid. So schien es, als ob Adhemars Laufbahn für immer bestimmt sei. Sein einziger Ehrgeiz war, ein tüchtiger Jurist zu sein.

Inzwischen war man in den Winter hineingerückt. Die Hauptstadt entwickelte ihre glänzendsten Vergnü-

gungen. Anmuth, Schönheit und Reichthum darf da ringen, sich gefeiert zu sehen. Adhemar fühlte sich zu bedeutend und zu tüchtig, als daß er nicht mitleidig auf den Ruhm der Salons herabgesehen hätte. Den Mädchen und Frauen verzieh er gern die kleine Eitelkeit, um die gehaltlose Anerkennung gesellschaftlicher Vorzüge zu buhlen; der Mann, welchen er einmal in dieser Rolle sah, hatte für immer seine Achtung verloren.

Der Sinn für das Große und wahrhaft Bedeutende, der die Grundlage jeder echten Tüchtigkeit ist, kann keine Stelle finden, wo die gesellschaftlichen Nichtigkeiten einen Werth haben.

Ganz konnte Adhemar sich ihnen doch nicht entziehen. In dem glänzenden belebten Hause seines Oheims, des reichen Banquiers, galt er als Sohn; und vielfach mußte er sich den Wünschen der sonst so gütigen Tante fügen. Die Zeit, welche ihm da geraubt, die so ganz nutzlos verschwendet wurde, erregte oft seinen bittern Unmuth. Der Trost des Oheims, daß er mit so vielen angesehenen und bedeutenden Männern in Berührung komme, daß ihre Bekanntschaft für seine Laufbahn einst hochwichtig werden könne — war für Adhemar verloren.

Eine edle Gesinnung wird in der Handhabung des Rechts eben so sehr zur stolzesten Rechtlichkeit erstarken,

wie eine schwache und niedrige Seele sich aus den Formen des Rechts Hinterthüren der Unwürdigkeit zimmert. — Adhemar war eine durchaus edle Natur: er haßte Nepotismus und Protektionen um so mehr, als er von ihnen schon genug gehört und erfahren hatte. Seinen Kräften und seiner Tüchtigkeit allein wollte er den Kreis seiner Wirksamkeit verdanken. Dann war er nur von seinem Amte abhängig.

Gegen Karl beklagte er sich oft über den Verlust der Zeit und Kräfte, welche er, um der Tante und dem Oheim zu genügen, der Gesellschaft opfern müsse.

„Doch" — erwiderte Karl — „haben die Gesellschaften den Nutzen, daß sie uns nicht ganz starr und knöchern werden lassen in unserer einseitigen Beschäftigung. Der gesellschaftliche Ton ist doch wenigstens ein anderer, als der in foro und in den Akten" —

„Aber kein besserer! Ich lese noch immer mehr Geist aus dem schlechtesten Aktenstück, als aus diesen langweiligen, süßen Gesellschaftszimmern. Alles ennüyirt sich, Alles ist froh, wenn die Zeit zum Abschiede gekommen, und man der Frau des Hauses den Dank abstatten kann für die angenehmen Stunden."

„Nicht Alle sind so undankbar, wie Du; Viele leben nur wahrhaft in der Gesellschaft" —

„Das müssige, lederne Volk! Für das sind auch

unsere Gesellschaften eigentlich zugeschnitten, so ganz recht, um die Leerheit ihres Hirns und Gemüths zu verbergen. Und wie mancher Geist, der fern von ihnen einen weiten Flug genommen, wird von ihrer Lethargie angesteckt und gelähmt!"

„Du bist ungerecht gegen sie, weil sie Dir einen Zwang auferlegen; besuchtest Du sie freiwillig, sie würden Dir anders erscheinen."

„Dann müßte ich ein ganz anderer Mensch sein, der ich, Gott sei Dank! nicht bin. — Und wie albern ist die Sitte der Visiten, durch welche man die Leute auffordert, unser ja nicht zu vergessen, wenn sie wieder einen Passionstag ihrer Freunde feiern! — Der wahre Grund von dem ganzen Uebel ist, daß unsere Zeit an der Krankheit glänzen zu wollen — leidet und darüber die Fähigkeit sich zu freuen — verloren hat."

Ungeachtet des harten Urtheils gewann Adhemar doch bald ein Interesse an der Gesellschaft.

Der pensionirte Obrist von Bahrenfels hatte nach der Badezeit seinen Wohnsitz in einer kleinen Provinzialstadt genommen; er wollte auch einmal seinen Gläubigern ein Opfer bringen. Aber seine Gemahlin, immer noch eine Frau, die auf Schönheit und Liebenswürdigkeit Ansprüche machte, die manchen alten Verehrer in der Hauptstadt traf und neue zu gewinnen gedachte,

fand das Leben in dem kleinen Städtchen unerträglich. Der Herr Gemahl mußte den Winteraufenthalt nach der Hauptstadt verlegen.

Albine hieß bald die Königin der diesjährigen Winter-Saison. Ihre Schönheit erhob sie nicht weniger dazu als ihr eigenthümliches, keckes Wesen. Adhemarn begrüßte sie mit lebhafter Freude. „Eigentlich" — sagte Albine — „sollte ich Sie nicht wiedererkennen. Das hätte Ihr unartiger Abschied wol verdient."

„Welches Recht hatten Sie, besondere Rücksichten von mir zu fordern? — Daß Sie mich zu der einsiedlerischen Partie heranzogen, thaten Sie mehr für Ihre Intriguen als für mich."

„Ich habe auch meine Freude davon gehabt! — Sie hätten sehen sollen, wie die Diplomatie in den ersten Tagen nach Ihrem Verschwinden in Bewegung war! Anfangs wollte Jeder Ihrer selbst habhaft werden; und als man keine Spur von Ihnen entdecken konnte, mehrte sich das Mühen um Ihr Geheimniß Der arme . . r . . sche Gesandte wurde mit Visiten überlaufen; und endlich kam auch die Reihe an mich. Ich hatte meine Lust! Winke, die ich im nächsten Augenblick wieder zurücknahm, Andeutungen, denen andere in derselben Minute widersprachen, genügten, um die klugen Männer in einer höchst ergötzlichen Spannung zu

erhalten. Mancher mag an seinen Hof schon die zuversichtlichsten Berichte über den nahen Aufschluß sehr wichtiger Geheimnisse gesandt haben. Denn ein Weib besaß den Schlüssel dazu: Was wäre einem Weibe nicht zu entlocken!"

„Und warum gelang's nicht? — Die Dame besaß Nichts, was ihr entlockt werden konnte! Sonst —"

„Ich will nicht hoffen, daß Sie zu der Sottise noch einen boshaften Nachsatz fügen! Mit Ihnen wird man sich in Acht zu nehmen haben!"

„Wer sich nicht des Guten und Rechten bewußt ist, wird wohl daran thun."

„Immer besser! Ich weiß nicht, was ich mich mit Ihnen nur noch aufhalte? — Sehen Sie da ein Dutzend der zartesten Elegants, und Herrn von Weitenau an ihrer Spitze! Sie Alle harren sehnsüchtig, mir die schmeichelhaftesten Huldigungen darbringen zu dürfen, während ich mir Ihre Beleidigungen gefallen lasse."

„Die doch nicht viel ernster sind, als jene Huldigungen!"

„Sie werden langweilig!"

„Um so schlimmer für Sie, nicht für mich!"

So war der Ton angegeben, in welchem gewöhnlich die Unterhaltung zwischen Albine und Adhemar ge-

führt wurde. Und der war höchst verschieden von jenem, in welchem die süßen Anbeter zu der gefeierten Schönheit redeten. Albine behauptete auch gegen sie dasselbe übermüthige, rücksichtslose Wesen; während die ganze junge Mannschaft, kriegerische und unkriegerische, in zarten Aufmerksamkeiten und verehrenden Worten für sie hinschmolz. Dennoch war es Adhemar, den sie am freundlichsten grüßte, auf den sie unruhig blickte, wenn er sie in der Gesellschaft vernachläßigte.

Albinens Geist war so lebendig, ihr Wesen so eigenthümlich, daß sie auch einen ernsteren Mann, als Adhemar war, anziehen konnte. Aber ihre Bildung war oberflächlich und gerade nach den bedeutendsten Seiten hin, dem Herzen und Gemüth, mangelhaft. Gerieth nun Adhemar in irgend ein anziehendes Gespräch, so konnte er leicht vergessen, daß Albine zugegen war. Die kleine Gereiztheit, welche sie dann durchblicken ließ, bezog Adhemar nicht auf sich: Einer der zahlreichen Verehrer mochte ihr lästig und langweilig geworden sein; und Adhemarn gelang es leicht, sie wieder in Scherz und Laune hineinzuziehen. Doch so konnt' es nicht bleiben! Die Veranlassung, daß Beide sich über einander klar wurden, gab jener Fund, den Adhemar in der Einsiedelei gethan. Er hatte von demselben zu Albinen, bei der Erinnerung an den Ort, gesprochen. Sie

wünschte die Papiere und ihren Inhalt kennen zu lernen; Adhemar mußte versprechen, sie ihr mitzutheilen. Ein Abend wurde dafür bestimmt. Adhemar fand Albinen allein. Er wurde während des Vorlesens wieder von derselben schmerzlichen Stimmung ergriffen, welchen die Blätter einst in ihm geweckt hatten. Er las mit weicher, milder Stimme; Albine hörte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit.

„Unglückliche Albine, furchtbar spielte Adhemar mit Deinem Geschick! — Adhemar! — Adhemar! —" So sagte Albine mit leiser, tief bewegter Stimme, als die Blätter der unseligen Geschichte geendet.

Adhemar blickte überrascht auf: die Worte tönten, als würden sie an ihn selbst gerichtet. Er schaute in Albinens Auge: sie blickte so schmerzlich, und sie war so schön! Da las er das Geheimniß aus Albinens Brust, das er längst gekannt hätte, wenn er ein wenig eitler gewesen wäre. Und auch jetzt riß ihn die Eitelkeit nicht hin zu einem leeren, trügerischen Spiel mit dem Herzen.

„Albine" — sagte er — „das Spiel der Leidenschaften gewinnt nie eine so verderbliche Macht ohne des Menschen Leichtsinn und Schuld; es reinigt vielmehr unser Gemüth, wenn wir den Kampf mit ihnen edel und muthig führen."

„O, ich kenne Sie wol! Sie durften sich nicht

erst so aussprechen! Sie sind ein echter Mann der kleinen Erden-Interessen: glatt, gefällig und edel in der kältesten Selbstsucht."

„Worte würde ich vergebens anwenden, Sie zu überzeugen, wie Unrecht Sie mir thun; und eine andere That steht nicht in meiner Gewalt, als die, mich von Ihnen zu verabschieden. Leben Sie wohl, Albine!"

Albine antwortete nicht; sie hatte das Haupt zu Boden gesenkt, während Adhemar sie verließ.

Adhemar war in der That nicht so kalt und unbewegt, wie er es schien. Albine war interessant, sie war schön, sie war es doppelt, als sie den Geliebten mit liebendem Auge anschaute. Adhemar war in seinem Innersten aufgeregt: er glaubte das Erwachen eines tiefern Gefühls für Albinen plötzlich zu empfinden.

Der Glaube überkommt den jungen Mann leicht, wenn er sich geliebt sieht; halb Eitelkeit, halb Mitgefühl wecken ihn. Weicht die Eitelkeit dem Ernste, dann ist das Mitgefühl nicht stark genug, ein Band zu knüpfen. Das Weib kann wol aus Mitleid für den Schmerz der Liebe eine Liebe erwidern, ohne sie zu empfinden; der Mann wird das nie über sich gewinnen.

Adhemar empfand die Nothwendigkeit, sich keine Fesseln zu schmieden, die einst drückend werden konnten. Er zerlegte besonnen die Personen und Verhältnisse.

„Albine, das verzogene Kind" — sagte er — „neigte sich zu mir, weil ich ihr nicht huldigte; ihre Liebe ist eine Laune. In dem Strudel von Vergnügungen wird sie ihren leichten Schmerz rasch vergessen. Und diese Vergnügungen, deren sie gewohnt, die sie schon nicht mehr lassen kann — stumpf machen sie den Geist, kalt das Gemüth. Als das Skelett unwürdiger Leidenschaften tritt der Mensch aus ihnen hervor! — Aber was denke ich an Albinen? — Die reichsten Kräfte entwickelt der Mann in der möglich freisten Bewegung. Die muß ich mir erhalten, bis die Bahn so gebrochen, daß ich unaufhaltsam dem Ziele zueilen kann!"

Adhemar zeichnete sich ganz bestimmte Regeln des Verhaltens gegen Albinen vor; und er befolgte sie auf's Strengste. Er sah sie nur, wenn es nicht zu vermeiden war; und er beschränkte deshalb selbst noch mehr den Besuch von Gesellschaften. Sein Benehmen gegen Albinen schien unverändert; in der That war es weit weniger frei und offen.

Von dem, was zwischen Albinen und Adhemarn vorgefallen war, hatte Niemand eine Ahnung, als vielleicht Weitenau. Er lebte ebenfalls in der Hauptstadt und arbeitete an demselben Gerichtshofe mit Adhemar. Weitenau war als Jurist wenig geachtet, aber er hatte sich den Ruf eines eleganten Mannes und treff-

lichen Gesellschafters gegründet. Bei Frauen und Mädchen stand er in hoher Gunst: er schien nie eine besondere Neigung zu hegen; Alle behandelte er mit gleicher Ergebenheit, mit derselben Verehrung. Und doch hatte er manch Mädchenherz verderbt, den Frieden mancher Ehe zerrissen. Aber er verfuhr so umsichtig, er benutzte alle Verhältnisse so geschickt, daß seine Opfer selbst gezwungen waren, in sein Lob einzustimmen. Albine hatte ihn längst gereizt: er hatte manches Netz um sie gestellt, aber immer vergebens: er trug keinen Ton in sich, der ihrem Wesen verwandt war. Die Ueberzeugung gewann er selbst. Er mußte zuvor genau beobachten, sie studiren; dann besaß er Gewandtheit genug, die entsprechende Maske anzulegen. Darüber wurde es ihm plötzlich klar, daß Albine liebe, daß sie den verhaßten Adhemar liebe! Und wie stand es um Adhemar? — Der war zu stolz, sich zu verstellen, und er hatte nicht das Betragen eines Liebenden! Jetzt nahte sich Weitenau wieder Albinen. Seine Unterhaltung paßte er genau ihrer Stimmung an. Bald war er kalt, voll Spott und Ironie, dann wieder ernst, empfindsam, enthusiastisch. Er verhöhnte das leere Treiben der vornehmen Welt; er pries das stille, heilige Glück des Herzens. Nebenher wußte er bald eine lobende, bald eine spöttische Bemerkung über Adhemar einzuflechten. Beides that

Albinen unendlich wohl. Das Eine gab ihr die Entschuldigung für ihre Liebe; das Andere gewährte ihr den Trost, daß der, welcher ihre Liebe verschmähte, auch nicht von andern Seltsamkeiten frei war Wie Adhemar fiel, stieg Weitenau in Albinens Gunst. Seine Gewandtheit, seine kluge Berechnung der Eigenthümlichkeiten, mit denen er es zu thun hatte, gewannen ihm bald die unbedingteste Herrschaft über Albinens Kopf und Herz.

„Unser Leben" — sagte er — „ist schaal und leer; kalt und selbstsüchtig treibt der Einzelne neben dem Einzelnen hin und hascht nach eitlen Gütern."

„Tangen" — erwiderte Albine — „suchte mir einmal zu beweisen, daß es nie anders gewesen."

„Weil er selbst eine der kleinlichen Seelen trägt, welche die Alles verzehrende Gewalt des Gemüths nie erprobt. O, es gab wol Zeiten der aufopfernden Freundschaft, der hochherzigen Liebe!"

„Und diese Zeiten kehren wieder in der Brust der Edlen."

„Ich hör' es Albine: ich habe Sie nicht verkannt! Sie tragen in sich den hohen, schönen Sinn, den der Stolz Ihrer Erscheinung verkündet. Albine, der Einklang unserer Seelen wird ein ewiges Band um uns schlingen!" Er preßte ihre Hand feurig an seine Lip-

pen; er zog sie sanft zu sich herüber; Albine hatte den edlen Mann gefunden, den ihr romantischer Geist suchte.

Weitenau's Liebe mußte ein Geheimniß bleiben: noch lebte er in Abhängigkeit von dem alten Oheim, welcher, selbst ein Hagestolz, von dem Neffen forderte, daß er die Frauen verachte. Das war die Bedingung, unter welcher er des Oheims Liebe und Unterstützung genoß.

Die Heimlichkeit der Liebe hat einen großen Reiz; und je verborgener ihre Glut brennt, um so tiefer dringt sie in das Herz, um so gewaltsamer bricht sie dort hervor, wo sie frei walten darf. Albine, die ohnehin leidenschaftliche, umfaßte den Geliebten mit der heißesten Glut; und doch klagte Weitenau immer neu über ihre Kälte.

„Du bist nicht ganz mein eigen; noch zu viel von Dir gehört den äußerlichen Verhältnissen an." — So beschuldigte er sie oft.

„Nein, Weitenau" — rief sie — „ich gehöre ganz Dir! Spreche ich nicht schon der äußeren Sitte Hohn durch die Heimlichkeit unserer Liebe?"

„Ja, Albine, Du hast einen stärkeren, edleren Geist als andere Weiber; aber Ihr seid auch nicht fähig, Euch von der Macht wahrer Liebe durchdringen zu lassen! Die wahre Liebe macht frei von allen kleinlichen Rücksichten des Lebens; sie hebt uns hoch hinaus

über irdisches Gesetz und irdische Schranken; sie gehorcht nur dem Gott in unserer Brust, welcher mit dee vollkommensten Himmelsfreiheit das reinste, schönste Glück der Liebe spendet!"

„Gewiß, ich trage diese Freiheit in der glühenden Brust! Meine Liebe nur ist das Gesetz meines Handelns, und es gebietet mir, Dein zu sein, ewig unbedingt!"

In Albine war die sittliche Kraft nicht durch Bildung, nicht durch Beispiel gekräftigt. Bald war das schöne Mädchen ganz ein Geschöpf Weitenau's. Adhemarn war sie immer fremder geworden. Er bemerkte an ihr jetzt mehr ein gereiztes als lebhaftes Wesen. Sie erschien hastig, oft zerstreut, und nur im reichsten Rausche der Vergnügungen kehrte auf Augenblicke die liebliche Schalkhaftigkeit wieder. Von Weitenau's Verhältniß zu ihr bemerkte Niemand Etwas! Aber gegen das Ende des Winters trat der reiche Graf von Weldern, Adhemars alte Bekanntschaft, in der Hauptstadt auf. Er warb um Albinens Gunst, und er wurde wenigstens nicht entschieden zurückgewiesen. Albinens Eltern waren seinen Bewerbungen freundlich entgegengekommen, sie hofften, daß er sich bald offen erklären werde. Aber der Graf reiste gegen das Ende des Carnevals nach Paris.

Neuntes Kapitel.

Adhemar arbeitete jetzt bei dem Inquisitoriat. Hier führte er die Untersuchung, wegen unerlaubten Spiels, gegen den Kapitän Charmier und dessen Mitschuldige.

Nach mehreren Jahren sah Adhemar den Kapitän zum ersten Male wieder. Er behandelte ihn durchaus wie einen Fremden; und der Kapitän schien keine Ansprüche auf die frühere Bekanntschaft zu machen. Aber am Nachmittage desselben Tages trat er bei Adhemar ein. Jene Offenheit, die sich zur Schamlosigkeit hinüberneigt, und die so oft für Biederkeit genommen wird, war dem Kapitän natürlich. Er begrüßte so Adhemarn als einen alten, trauten Freund.

Nur schwache Menschen müssen ängstlich über ihre Würde, ihre Stellung, ihre Pflicht wachen. Adhemar war sich bewußt, daß er seine Pflicht als Diener des Gesetzes keinem Verhältniß der Welt opfern würde; er trat dem Kapitän freundlich entgegen. Man sprach über Personen und Ereignisse; der Untersuchung wurde mit keinem Worte erwähnt.

Charmier kam öfter. Er schien das alte Interesse für Adhemar nicht verloren zu haben. Dieser sah seine

Besuche nicht besonders gern: sie störten ihn in seinen Arbeiten, und er kannte jetzt des Kapitäns platte Lebensanschauungen, die früher für ihn den Reiz der Neuheit hatten, durch und durch.

Indessen hatte sich die Untersuchung immer weiter ausgedehnt. Adhemar führte sie mit großem Fleiß und großer Genauigkeit. Er hatte es mit einer vollständig organisirten Spielgesellschaft zu thun. Wie gewöhnlich, fanden sich auch in dieser zwei Klassen von Mitgliedern — durch falsches Spiel betrügende und betrogene. Zu welchen Charmier gehörte, ließ sich noch nicht beurtheilen; aber es fanden sich unter der ersteren Klasse Männer, die Adhemar nicht einmal des leidenschaftlichen Spiels, viel weniger einer Unrechtlichkeit fähig gehalten hatte. Auch Weitenau war in die Untersuchung verwickelt; und immer übler stellten sich die Indizien gegen ihn heraus. Diesen ehemaligen Freund, nun verachteten Feind sah Adhemar ungern vor seinem Tribunal, und indem er fürchtete, sein Vorurtheil gegen Weitenau in der Auffassung der Thatsachen wiederspiegeln zu lassen — verlor die Untersuchung gegen diesen mehr an Schärfe, als daß sie strenger gewesen wäre.

Adhemar hatte bald alle Fäden der Untersuchung in sicherer Hand. Nur wenige Punkte blieben noch dunkel; sie schienen sich an eine Persönlichkeit zu knüpfen,

die noch nicht in den Gang der Untersuchung hineingezogen worden. Als Adhemar dem Kapitän mit den Fragen in dieser Beziehung stark zusetzte, antwortete der Inquisit unmuthig: „Herr, Sie quälen unnütz sich und mich: der ganze Prozeß wird ja doch niedergeschlagen!“

Adhemar wurde durch diese Antwort überrascht, und er fühlte sich empört bei dem Gedanken, daß der Untersuchungsrichter dem Schuldigen gegenüber in der lächerlichen Rolle eines Menschen erscheinen sollte, der um ein Nichts gewaltige Anstrengungen macht. Doch faßte er sich schnell, verwies dem Angeklagten ernstlich die unangemessene Antwort und erfüllte seine Pflicht.

Wenige Tage später wurden die Akten auf fürstlichen Befehl kassirt.

Es ist schon empfindlich, eine Arbeit ernsten Fleißes ganz vergeblich gethan zu haben; aber Adhemar hatte auch gehofft, der Sittlichkeit einen Dienst zu leisten. Es mußte Sensation machen und zugleich einem tiefgewurzelten Laster entgegenarbeiten, wenn eine Zahl angesehener und durch ihre Stellung bedeutender Männer dem öffentlichen Urtheil durch die Bestrafung Preis gegeben wurde. Jetzt traf das Gerechtigkeitsgefühl eine tiefe Verletzung: Verbrechen und Leichtsinn sollten frei ausgehen, weil sie von Männern geübt worden, die

durch ihre Bildung und Stellung dem Gesetz am meisten zum Gehorsam verpflichtet waren.

An demselben Tage, wo Adhemar den fürstlichen Befehl erfuhr, kam Charmier zu ihm. „Nun" — sagte er lächelnd — „haben wir uns nicht vergeblich gequält?"

„Doch nicht so ganz" — erwiderte Adhemar — „ich bin wenigstens um eine Erfahrung reicher."

„Die hätten Sie auch ohne Ihre schwere Mühe machen können! Wenn ich nicht gewußt, daß Sie ein Starrkopf sind, mit dem es sich nicht in menschlicher Weise handeln läßt: wir hätten es Alle bequemer gehabt. Ich hätte Ihnen dann im Vertrauen gesagt, daß Herzog Rudolph die großen Summen Geldes in's Spiel brachte, und daß alle Angeklagten die bestimmteste Zusicherung hatten, der ganze Prozeß würde niedergeschlagen werden, wenn sie nur den erlauchten Namen nicht in die Untersuchung verwickelten."

„Die schmutzige Sache wird durch den erlauchten Theilnehmer nicht reiner, und die Verhöhnung der Gerechtigkeit ist nicht weniger empörend!"

„Wozu sind Gesetz und Recht? — Daß ein civilisirtes Leben herrsche, daß nicht die Wildheit des Naturzustandes wiederkehre! Ist das zu fürchten, wenn gebildete, vornehme Männer eine Handlung begehen, die

wol gegen die gesetzlichen Bestimmungen verstößt, aber keinesweges die Grundpfeiler des socialen Lebens angreift? — Ist es ein beklagenswerthes Unglück, wenn diese Männer nicht bestraft werden?"

„Nicht um des Verbrechens willen, sondern um des Rechts willen fordert jede Schuld die Strafe: die Gerechtigkeit will versöhnt sein."

„Gehen Sie doch mit solchem philosophischen Unsinn, von dem das praktische Leben Nichts weiß! — Die Menschen wollen angenehm leben; und damit sie erträglich leben, dazu ist Gesetz, Recht und Strafe! Die richten sich auch nicht nach Ihrer idealen Gerechtigkeit, die nirgends existirt, als in dem Kopfe weniger Schwärmer; sie passen sich dem Bedürfniß der Menschen und Zeiten an."

Adhemar hatte noch die unliebenswürdige Schwäche gegen Alles, was ihm mit Unrecht behaftet dünkte, einen leidenschaftlichen Widerwillen zu fassen. In dem Gesetz entdeckte er jetzt so viele Schiefheiten, die ihm früher ganz entgangen waren. Das Gesetz sollte der Entwickelung zur Sittlichkeit dienen; und es beugt den Geist der Wahrheit unter das Joch seiner launenhaften Consequenzen, die da Verkehrtheiten heiligen und die Chikanen zum Recht stempeln. — Die Freudigkeit, mit der Adhemar seine Pflichten bisher geübt, war dahin.

Er arbeitete ohne Interesse, oft zerstreut, nachläßig. Karl zeigte ihm ein Aktenstück, in welchem er instruirt hatte. „Was hast Du hier gemacht?" — sagte Karl — „die Arbeit ist gar nicht zu gebrauchen! Der Prozeß muß ganz von Neuem instruirt werden. Ich begreife nicht, wie Du solche Dinge hast niederschreiben können!"

„Ich begreife es wol: mir ist diese Handhabung des Rechts zuwider!"

„Deine Eitelkeit ist verletzt worden; Du bist empfindlich, weil eine Arbeit, die Du für gut hieltst, nicht zur Anerkennung gelangte. Das mag verzeihlich sein; es wird aber zur unwürdigen Selbstsucht, wenn es gleichgiltig macht gegen die Pflicht."

„Ich läugne nicht, daß es mich kränkte, Zeit, Kraft und Mühe verschwendet zu sehen; und Wen würde es nicht kränken, der die kostbarsten Güter, welche wir einzusetzen haben, zu schätzen weiß! Doch das Uebel wäre vorübergehend, träfe es nur mich allein; aber daß die Willkür über das Recht hinausgreifen darf, macht mir die Rechtspflege gleichgiltig, ja verhaßt."

„Was Du Willkür nennst, ist, wie Du wohl weißt, selbst eine Art Rechtsmittel, und ein für unsere Verhältnisse nothwendiges."

„Es ist nicht nothwendig! Nichts ist nothwendig als die wahre Gerechtigkeit!"

„Darüber will ich mit Dir nicht streiten, und das mag der Gesetzgeber entscheiden und vertreten. Wir haben es nur mit der Auslegung und Anwendung des Gesetzes zu thun; wir dürfen mit uns zufrieden sein, wenn wir darin treu sind."

„Wohl weiß ich, daß die Meisten unserer Genossen unbekümmert um das wahre Recht, nur nach den Worten des Gesetzes jagen, unter welche sich der besondere Fall zwängen und beugen läßt. Welch niedriger, sklavischer Dienst des Geistes unter der Herrschaft des Buchstabens!"

„Und doch ist dieser Dienst so nothwendig: er hält die Kurzsichtigkeit subjektiver Ueberzeugungen in wohlthätigen Schranken und verlegt der Leidenschaft des Richters den Weg."

„Ich werde mich mit solchem Dienst nie aussöhnen, so lange ich die Kraft in mir fühle, Höheres zu leisten."

„Du wirst es dennoch! Die Gewohnheit wird Dich eben dahin führen, wo Du selbst die Bedeutendsten unter unseren Räthen und Präsidenten siehst."

„Dem werde ich zuvorkommen: ich werde die juristische Laufbahn verlassen."

„Wie" — rief der Freund überrascht — „das wolltest Du! — Glaube mir, Du wirst ein tüchtiger Jurist! Diese Empfindlichkeit gegen das Unrecht wird

sich vernünftiger gestalten und Dich zu dem tüchtigsten, edelsten Werkzeug der Gerechtigkeit machen. Ich überzeuge mich täglich mehr, daß das Recht die edelsten, kräftigsten Naturen für seinen Dienst fordert, weil es die gleichgiltigen und schwachen zu rasch abstumpft. Und wo wolltest Du ein ehrenwertheres Feld der Thätigkeit finden?"

„Ein Mädchen machte mich einmal im Scherz zum Diplomaten: wie, wenn ich mich im Ernst dazu machte? Meine Studien der Geschichte, meine Kenntniß der neueren Sprachen und meine juristische Bildung sind eine gute Vorschule."

„Der Scherz eines Mädchens ist Dir der Wegweiser bei so ernster Wahl? — Adhemar, ich sehe Dich wieder in die Wirren früherer Zeit verfallen. Ich hielt Deinen Charakter für männlicher, gekräftigter. Es schmerzt mich, getäuscht zu sein."

Adhemar schwieg lange nachdenkend, dann erwiderte er: „Die Stärke des Charakters zeigt sich nicht im Festhalten äußerer Verhältnisse allein, auch im Festhalten der Prinzipien und mehr noch im Wechsel beider, wenn wir ihn als nothwendig erkannt haben."

„Ehrenwerther ist die feste Treue, die sich nicht selbst des Irrthums anschuldigt."

„Sie hält nicht immer an der Sache, oft nur wird

sie der Eitelkeit, der kleinlichen Selbstbefriedigung geweiht."

„Dem Vertrauen giebt sie aber die sichere Bürgschaft."

„Dem Vertrauen kann entsagen, wer auf den Erfolg seiner Thaten weisen darf."

„Wozu das Wortgefecht? — Wie gedenkst Du, Dich auf den verschlungenen Wegen und durch den Hinterhalt der Diplomatie hindurch zu arbeiten, wenn die gerade Bahn des Rechts Dir zu viel Hemmnisse bot?"

„Die Diplomatie kleinlicher Ränke hat ihre Endschaft erreicht. Offener, freier schreitet sie einher, seit sie nicht mehr auf die Meinungen und Wünsche von Maitressen und Günstlingen, sondern auf das Urtheil der Völker angewiesen ist."

„Ich wünsche, daß Du Dich nicht betrogen siehst! Und betrügst Du Dich nicht auch selbst, wenn Du Deinen Rücktritt von der juristischen Bahn für Sache des Gewissens hälst? — Die alte Chimäre von geschichtlicher Bedeutung, von Ruhm und Größe ist wieder in Dir erwacht! — Die Diplomatie reicht eine geschicktere Leiter als die Jurisprudenz."

„Dir mag ich's gestehen: die Träume der wild stürmenden Jugendbrust gingen nie ganz schlafen! Ich sehe außer mir in das helle Tageslicht, und sie sind ver-

schwunden; ich schließe den Blick und lasse die leisen Stimmen im Innern reden, und nur die alten Forderungen verheißen Befriedigung am Dasein."

„Du verachtest so kalt und entschlossen den trügerischen Schein, den nichtigen Glanz, und streckst doch so begierig die Hand nach ihnen aus!"

„Vielleicht muß der Mensch ein äußerliches Gut haben, das ihn mit dem Leben zusammenhält. Wenn die Nichtigkeit des Daseins in meine Brust greift; dann ist es allein die Hoffnung einer großen Zukunft, die mich nicht kleinmüthig zusammensinken läßt."

„Seltsam, wie sich dem Gefühl von der Nichtigkeit alles Irdischen das Streben nach dem Nichtigsten anschließt! So erzeugt Verkehrtes wieder Verkehrtes."

„Nennst Du das Streben nach Ruhm, welches die That mit ihren gewaltigen Folgen weckt, etwas Verkehrtes?"

„Gewiß, wenn nicht die bestimmte That vorliegt, an deren Größe sich der Ruhm knüpft! Nur das Streben nach der großen That macht große Männer; das Streben nach Ruhm erzeugt die verächtlichen, eitlen Geister."

„Mich treibt nicht ein kindisches Verlangen: in den Momenten des Lebensunmuths fühle ich die sich regen=

den Kräfte, und dann erfrischt mich die Hoffnung, daß mein Dasein nicht spurlos verwehen werde!"

Der Geheimrath Revers hatte die Personalien im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten. Er galt als ein tüchtiger und humaner Beamte. Adhemar wandte sich voll Vertrauen an ihn und trug seinen Wunsch vor.

„Sie heißen von Tangen?" — fragte der Geheimrath.

„Nur Tangen" — erwiderte Adhemar.

„Wer ist Ihr Herr Vater?"

„Er war Hauptmann und starb in der Schlacht."

„Haben Sie angesehene Verwandte?"

„Keine!"

„Keine Konnexionen bedeutender Staatsdiener?"

„Keine!"

„Es wäre Unrecht, wenn ich Ihnen Hoffnung machen wollte, daß Sie in dem Dienste vorwärts kämen; ich kann nicht einmal für Ihre Annahme als Volontär stimmen. Doch wenden Sie sich an des Herrn Minister Excellenz, von der alle Anstellungen ausgehen."

Adhemar wußte wohl, daß der Minister nur den Namen herlieh zu dem, was der Geheimrath beschloß

und that. So befand er sich in der peinlichen Lage eines über seine Lebensbestimmung Unentschlossenen. Da trat der Kapitän zu ihm ein.

„Sie haben" — sagte er nach einigen gleichgültigen Worten — „den Versuch gemacht, in die diplomatische Carriere einzutreten. Sie thun wenigstens Recht daran, den Justizdienst zu verlassen. Dies Handhaben der Gerechtigkeit ist ja das albernste Treiben von der Welt! Da sitzen die Herren an dem Sessionstisch zwar ohne Allongeperrücken, aber mit den Langweiligkeitsgesichtern, die von jeher in so großer Achtung standen: ein Votum soll abgegeben werden. Wovon war die Rede? — Ein Bote mußte eben Befehle empfangen und ein jüngerer Diener der Gerechtigkeit Belehrung, auch hatte der Herr Rath Nothwendigeres zu thun, als auf den Vortrag zu achten; aber er tritt dem Votum des Kollegen bei! — Man kann doch auch weiter Nichts thun, als den schlausten Dieb freisprechen und den gewandtesten Rabulisten in seinen betrüglich erworbenen Rechten bestätigen! Das ist auch Alles ganz gut zum Besten der Menschen; aber man findet sich dort gemeiniglich in zu schmutziger Gesellschaft. Dafür sind Sie zu anständig! Die Diplomatie ist ein besserer Boden: Sie haben es dort nur mit noblen Spitzbuben zu thun."

„Woher wissen Sie meinen Entschluß?“ — fragte Adhemar. — „Ich sprach zu Niemand davon.“

„Doch zu dem Geheimrath Revers! — Wie es von dort aus weiter zu mir kam, kann Ihnen gleichgültig sein. Aber Sie haben sich als einen sehr ungeschickten Schüler der Diplomatie gezeigt. Sie könnten doch wahrlich schon wissen, daß vornehme Leute, besonders hochgestellte Beamte keinen Strohhalm Gunst für Jemand haben, dem sie dieselbe nicht bei nächster Gelegenheit in Rechnung stellen können.“

„So mögen Sie glauben; ich weiß, daß man bei uns die Brauchbarkeit schätzt.“

„Brauchbar ist Jeder; und es giebt keine Stelle im Staatsdienst, die nicht auch einmal ein Dummer würdig ausgefüllt hätte. Wollen Sie auf Ihre Brauchbarkeit pochen, da werden Sie sich die Knöchel wund klopfen.“

„Sie kennen unsere Zustände nicht und schließen von denen Ihres Vaterlandes.“

„Die Menschen und Zustände sind sich in unserem heutigen Europa überall sehr ähnlich; wiewol man in Frankreich seine Zwecke noch immer am leichtesten durch die Weiber, in England durch’s Geld und in Deutschland durch Konnexionen erreicht. Sie hätten also zuerst sich Konnexionen erwerben und diese für sich wirken lassen müssen.“

„Vielleicht wäre der Erfolg ein erwünschter gewesen, vielleicht auch nicht.“

„Sie sollen noch Ihren Zweck erreichen, wenn Sie einiges Geld daran setzen.“

„Sie denken doch nicht, den Geheimrath Revers zu bestechen?“

„Das möchte zu kostspielig sein: dazu gebrauchten wir vielleicht ein paar tausend Thaler. Aber wie die Excellenz von dem Geheimrath, so ist der Herr Geheimrath abhängig von einem seiner Unterbeamten. Der Hofrath Wilm ist ein sehr honetter Mann und braucht viel Geld: für einige hundert Thaler verpflichte ich mich, seine Mitwirkung zu gewinnen. Bedenken Sie sich!“

„Ich will vornweg annehmen, daß der Versuch mißlänge, und danke Ihnen für den gebotenen Beistand.“

„Mit Ihnen ist Nichts anzufangen! Sie werden es nie bis zu einer bedeutenden Stellung bringen und taugen für solche auch nicht, so lange Sie an Ihren beschränkten Ansichten von den Menschen festhalten.“

Adhemar erzählte seinem Freunde Karl von den beiden Unterredungen mit dem Geheimrath und mit dem Kapitän.

„Ich billige durchaus“ — sagte Karl — „daß Du

des Kapitäns Anerbieten zurückwiesest. Darauf einzugehen wäre selbst niedrig und ehrlos. Freilich entartet der alte, schöne Charakterzug der Deutschen: den Seinen treu und ergeben zu sein — immer mehr dahin, den Konnexionen zu huldigen; und nur zu oft greifen sie hinaus über Tüchtigkeit und Würdigkeit. Manches Verdienst wird zurückgedrängt oder schmerzlich verletzt. Doch in Deinem Falle handelt es sich nicht um ein Zurückdrängen des mehr Berechtigten: Du solltest die Empfehlungen, von denen einmal nach der Sitte unserer Zeit jeder rechtliche Mann Gebrauch machen darf, nicht verachten."

„Wenn es aber so weit gekommen ist, daß die Konnexionen über die Würdigkeit entscheiden: dann darf der treffliche Mann keinen Gebrauch mehr von ihnen machen; und ich will es nicht!"

„So bleibst Du in der juristischen Laufbahn!"

„Auch das nicht! Ich bin noch nicht entschieden, welchen Weg ich betrete; aber noch bin ich jung und trage in mir manche Kräfte: ihnen vertraue ich."

„Abenteuerlicher Mensch! Du wirst Deine Kräfte verderben, Dein Leben verwirren und Dich zu Grunde richten, wenn Deine Freunde nicht für Dich handeln."

„Deren Einmischung würde ich mir verbitten."

Dennoch ging Karl zu Adhemars Oheim. Als

einer der reichsten Männer in der Residenz, stand er mit den angesehensten Staatsbeamten in Beziehungen. Ihm mußte es ein Leichtes sein, für Adhemars Wünsche zu wirken. Doch war es ihm unangenehm, als er des Neffen Entschluß hörte.

„Die juristische Bahn" — sagte er — „ist die einzige, wo seine störrische Rechtlichkeit keinen Anstoß gegeben hätte; am wenigsten taugt er zum Diplomaten."

„Lassen Sie ihn das" — erwiderte Karl — „durch die Erfahrung begreifen; und er mag dann wieder zu der verlassenen Bahn zurückkehren."

„Ich habe nicht allein über seine Wünsche zu entscheiden; doch glaube ich, daß sie keinen Widerspruch finden werden; und dann sind sie erfüllt."

Wenige Tage später gab der Oheim ein Diner. Unter den Gästen war auch der Geheimrath Revers. Er nahm Adhemarn in eine Fensternische.

„Ich habe" — sagte er — „Gelegenheit genommen, nähere Erkundigungen über Sie einzuziehen: ich habe über Ihren Fleiß und Ihre Talente das Lobenswertheste gehört. An solchen Leuten hat man nirgends Ueberfluß. Reichen Sie Ihr Gesuch bei Seiner Excellenz ein; ich glaube Ihnen die Erfüllung Ihres Wunsches zusichern zu können."

So erfreut Adhemar auch war, dankte er doch dem

Geheimrath ziemlich kalt. Der Mann war ihm durch sein ganzes Wesen verdächtig geworden. Indessen sandte er sein Gesuch an den Minister ab. Nach wenigen Wochen war er in seinen neuen Dienst eingeführt.

Zehntes Kapitel.

Unter seinen jetzigen Kollegen schloß sich Adhemar besonders an Edwin Elm. Die übrigen waren sämmtlich von Adel. Die meisten zeigten nicht übermäßig viel Verstand, aber um so mehr Hochmuth. Noch immer ist der Adel in Deutschland der Meinung, daß alle höhere Beamtenstellen nur für ihn Lohn und Ehren bieten sollten; und in der diplomatischen und militärischen Carriere hält er jeden Bürgerlichen für einen unbefugten Eindringling, den er mit scheelen Augen anzusehen, das Recht hat. Wenn das Adhemarn vorzüglich auf Edwin anwies, so gehörte auch Edwin zu jenen glücklichen Menschen, in deren Wesen sich das Wohlwollen und die Milde der Seele so wiederspiegelt, daß sie nach der flüchtigsten Bekanntschaft schon eine Stimme in unserem Herzen gewonnen haben. Edwin war von der Administration zur Diplomatie übergetreten. Mit

gründlichen kameralistischen Kenntnissen verband er ein umfassendes Wissen in der Geschichte und in allen Zweigen der Geographie. Zu einem gemeinschaftlichen Studium dieser Wissenschaften vereinigte sich Adhemar mit ihm. Beide junge Männer waren auf's Eifrigste bemüht, sich die klarste Uebersicht über die politischen Verhältnisse der Staaten, über die Zustände ihres geistigen und materiellen Lebens und deren Hülfsquellen zu verschaffen. Ihr Bemühen wurde dadurch trefflich unterstützt, daß durch des Geheimrath Revers Gunst — der sich auch sonst äußerst wohlwollend gegen Adhemar erwies — dieser zur Einsicht in die Gesandtschaftsberichte, welche sein Studium fördern konnten, verstattet wurde. Nicht selten ließen sich an diesen Berichten die Spuren entdecken der Verräther, welche die Gesandten unter den Dienern des Hofes selbst, bei welchen sie akkreditirt waren, besoldeten.

„Ist es nicht empörend" — sagte Adhemar — „daß die Staaten sich gegen einander erlauben, was den niedrigsten Unterthanen verächtlich macht! — Der Staat erzieht sich seine Bürger, und es ist sein eigener Vortheil, wenn er sie edel erzieht. Er hat also ein zwiefaches Interesse, seinen Bürgern mit dem Beispiel der schönsten Tugenden voranzuleuchten, mehr noch als der Lehrer dem Schüler."

„In seiner inneren Verwaltung“ — entgegnete Edwin — „sollte er es und kann es auch; aber in seinen Beziehungen zu den anderen Staaten ist sein Verhalten bedingt durch diese.“

„Es ist die thörichtste Lehre, daß Falschheit am besten durch Falschheit besiegt werde! Möge der Staat nur das Gute wollen, möge er offen und frei seine Tendenzen aussprechen und verfolgen, jede elende Geheimnißkrämerei aufgeben —“

„Jeder Mensch hat seine Geheimnisse!“

„Die meisten, wer das schlechteste Gewissen hat! Der Staat sollte aber höher, edler dastehen als das edelste Individuum: er sollte keine Geheimnisse haben! — Und nützen den Kabinetten ihre Geheimnisse als solche? — Sehen Sie nicht, daß dieselben überall verrathen werden? — Dies von allen Kabinetten gleichmäßig organisirte Späherwesen nützt allein den verächtlichen, niederträchtigen Menschen, die ihre Ehre, ihren Eid verkaufen!“

„Es ist diese geheime Macht ein eben so nothwendiges Uebel, wie die offene Macht des Militärs. Wollte ein Staat sich dieser entblößen, er würde bald ein Spielball der Nachbarn werden; wollte ein Kabinet seine Söldlinge in den fremden Kabinetten aufgeben, seine Diplomaten würden überall im Dunklen tappen, überall

die Betrogenen sein. Eine wahrhaft offene Politik ist nur denkbar, wenn sie von allen Höfen gleichmäßig geübt wird. Dahin wird es eben so wenig kommen, wie zu einer allgemeinen Entwaffnung sämmtlicher Staaten."

„Die Staaten und ihre Lenker müssen dennoch, vielleicht bald, zu der Ueberzeugung gelangen, daß in der Ausübung des wahren Rechts gegen einander auch ihr wahres Wohl begründet sei."

„Das ist eine menschenfreundliche Träumerei, Tangen, die ich in Ihnen nicht gesucht hätte."

„Und ich habe nicht vermuthet, daß auch Sie zu jenen Menschen gehören, die immer erst durch ihre groben Sinne überzeugt werden müssen, wenn sie an den Sieg des Guten glauben sollen."

Ungeachtet der Schattenseite, die Adhemar auch in der Diplomatie finden mußte, blieb ihm sein Fach doch werth. Der Geist lebte in dem Anschauen der großartigsten Verhältnisse und ihr leisestes Spiel berührte ihn, die Phantasie verknüpfte Gegenwart und Zukunft zu schönen Hoffnungen oder düstern Befürchtungen. Bei aller idealen Anschauung von dem Zusammenhang und der Entwickelung der Völker zeichneten sich Adhemars praktische Arbeiten doch durch Klarheit der Auffassung und durch die Schärfe und Bestimmtheit der Darstellung aus. Diesen Vorzug verdankte er seiner juristischen

Laufbahn, deren Thätigkeiten jene Eigenschaften bei dem geistvollen Menschen immer auf's Sicherste entwickeln, während sie den weniger Begabten leicht zum elenden Schematiker machen.

Die Brauchbarkeit seiner kleineren Arbeiten brachte Adhemarn bald größere, die sonst nur älteren Arbeitern anvertraut wurden. Ueberhaupt sah er sich so begünstigt, daß er nicht eitel genug war, das seiner Brauchbarkeit allein zuzuschreiben. Er faßte vielmehr den Verdacht, daß der Geheimrath Revers besondere Gründe habe, ihn überall hervorzuziehen. Er wußte dafür dem Geheimrath keinen Dank: seine Stellung sollte überall nur ein Resultat seiner Kräfte sein. Deshalb war er auch keineswegs angenehm überrascht, als ihm schon nach Ablauf des ersten Dienstjahres die Stelle eines besoldeten Sekretärs an der Gesandtschaft eines auswärtigen Hofes übertragen wurde. Mehrere ältere Kollegen hatten sich dazu gemeldet, ihm wurde sie ohne Bewerbung. In der ersten Aufwallung seines Unmuths ging er zu dem Geheimrath. Er bat, da die begründeten Rechte Anderer verletzt seien, die Wahl zurücknehmen.

„Seine Excellenz" — sagte Revers — „haben befohlen; es wird bei dem Befehl bleiben. Uebrigens hat hier Niemand Rechte: das Interesse des Staates entscheidet."

Adhemar mußte die Vorkehrungen zu seiner Abreise treffen.

Als Adhemars Effekten eingepackt wurden, war der Oheim zugegen und ertheilte seinen Rath über das, was, als nöthig in der Fremde, mitzunehmen und was zurückzulassen sei. Adhemar ordnete indessen seine Papiere. Die alte Brieftasche des Kriegers fiel ihm in die Hände. Er übergab sie dem Oheim zur Ansicht und erzählte, wie er in deren Besitz gekommen. Als der Oheim das Taufzeugniß entfaltet und gelesen hatte, sagte er: „dieses Dokument wäre uns vor Jahren sehr willkommen gewesen, jetzt ist es fast unnütz."

„Stehen wir" — fragte Adhemar — „in verwandtschaftlicher Beziehung zu den beiden Adhemar, die in diesem Dokument als Vater und Sohn genannt werden?"

„Sie sind unsere Ahnen. Der hier als Sohn angeführte Adhemar ist der Begründer unseres bürgerlichen Namens und bürgerlichen Wohlstandes. Der Vater war verschollen, die Mutter hatte der Tod hinweggerafft, und der unglückliche Knabe wäre in den Wirren des gräuelvollen dreißigjährigen Krieges umgekommen, hätte sich seiner nicht ein Krämer in einer kleinen sächsischen Stadt angenommen. Er ererbte vom Pflegevater das Häuschen und das kleine Geschäft, das sich schon unter seiner Führung erweiterte; im Großvater, der

sonst ein gar lieber Mann war, brach das adlige Blut wieder hervor: er liebte den Glanz und befaßte sich ungern mit Geschäften. Ein um so tüchtigerer Kaufmann war aber mein Vater. Du hättest ihn sehen sollen, Adhemar, in seinem unablässigen Fleiße — und immer ruhig, immer verständig, ohne den wirren Eifer der Leute, die man so oft als thätig rühmt. Ihm verdanken wir die Grundlage zu dem stattlichen Bau unseres Banquierhauses in dieser Residenz. Hätte ich vor fünfundzwanzig Jahren dieses alte, schmutzige Papier in Händen gehabt, wir wären auch noch die Herren einiger Rittergüter. Damals starb das Haus von Tangen aus; wir waren die einzigen Agnaten; aber wie war das zu beweisen?"

„So könnten wir es jetzt, wenn Ihnen daran liegt."

„Die Sache glich sich damals schon aus, ich weiß nicht, ob ich sagen soll glücklich oder unglücklich?" —

„Wie das?"

„Du wirst vielleicht einst davon hören müssen; jetzt kann es Dir nicht nützen."

Adhemar dachte der Sache nicht weiter nach. Er war nicht begierig nach dem Besitz der Rittergüter, noch weniger danach, den alten Adel seines Hauses erneut zu sehen. Er fühlte die Kraft in sich, die äußeren Güter selbst zu erwerben, deren er gelüsten mochte; und nach

Höherem streckte er die Hand aus, als nach der schon zweifelhaft gewordenen Ehre eines angeborenen Wappenschildes.

In den Jahren der Jugendkraft wissen wir nicht zu schätzen, was Andre für uns thaten, und edle Naturen verdanken am liebsten Alles, was sie ihr eigen nennen dem sprühenden Geist, der glühenden Brust.

Elftes Kapitel.

Adhemar sollte die Reise nach seinem Bestimmungsorte beschleunigen: die Landschaften flogen an ihm vorüber, daß er sich später ihrer nur wie der Bilder eines verwischten Traums erinnerte. Wenige Meilen vor seinem Ziele hatte er einen Fluß zu passiren. Eine Fähre führte hinüber. Ein großer Landauer, mit vier trefflichen Pferden bespannt, besetzte zugleich mit Adhemars leichtem Wagen die Fähre. Adhemar war ausgestiegen, obgleich sein Postillon die Pferde abgesträngt hatte. Die Reisenden in dem Landauer blieben dagegen sitzen. Der Kutscher spannte nur die Vorderpferde ab und band sie hinter dem Wagen an, die beiden andern Pferde hielt er am Zaune.

Adhemar blickte mit gedankenloser Träumerei in das schnell fließende Wasser. An die flüchtige Woge läßt sich kein festes Bild knüpfen; sie reißt unsern Geist unaufhaltsam mit sich fort in die wechselnden Gestalten, und das ausgeprägteste Wesen der Vergänglichkeit regt uns nur auf zu einem unbewußten, dumpfen Nachsinnen ohne Gedanken. Plötzlich wurde Adhemar aufgeschreckt. Die Pferde an dem Landauer waren muthig geworden; sie stampften, sie stiegen, sie waren nicht länger zu halten: es drohte die augenscheinlichste Gefahr. Adhemar bedachte sich nicht lange: er entriß einem Manne seine Axt und im Nu war der Ziehbalken zertrümmert. Das war zur höchsten Zeit! Schon hatten die wilden Pferde den Kutscher niedergeworfen, den Postillon, der sie erst am Rande der Fähre losließ, schleiften sie mit sich fort, und dann stürzten sie in die reißenden Fluthen. Sie kämpften vergebens gegen den Strom, dessen Gewalt sie beide nebeneinander in derselben Richtung forttrieb. Alle auf der Fähre blickten den wilden Thieren nach, welche die Urkraft des Elements sogleich gebändigt hatte.

„Dort an der Biegung" — sagte einer der Fährleute — „werden sie vom Strome an das Land geworfen. Wenn sie nur Kraft genug haben, sich bis dorthin über dem Wasser zu halten, sind sie nicht verloren."

Der Mann hatte Recht. Man war eben mit der Fähre auf dem jenseitigen Flußrand gelandet, und der Kutscher und Postillon eilten nach der bezeichneten Stelle, als auch die Pferde dort an's Ufer getrieben wurden. Der Kampf mit der Strömung hatte sie ermattet: sie ließen sich ohne Mühe einfangen. Adhemars Augen waren auf diesen Vorgang gerichtet: er bemerkte nicht, daß Jemand neben ihn getreten war, der die Gelegenheit suchte, ihn anzureden. Es war ein großer, stattlicher Mann; sein Haar hatte die Zeit grau gefärbt, aber sein ganzes Wesen trug noch die Frische des reifen Mannesalters; sein Anstand war leicht, doch vornehm gehalten.

„Ihre Besonnenheit, mein Herr" — sagte er — „hat uns, meine Gemalin und Tochter — er deutete auf zwei Damen, die neben ihm standen — aus der drohendsten Gefahr errettet: wir sind Ihnen zum lebhaftesten Dank verpflichtet."

„Ich wünsche Ihnen Glück" — erwiderte Adhemar — „daß Sie mit dem Schreck davongekommen sind. — Die Unvorsichtigkeit Ihres Kutschers —"

„Auch unsere eigene, mögen Sie hinzufügen" — unterbrach die ältere Dame — „Ich wollte aussteigen, doch Gemal und Tochter sahen keine Gefahr. Sie scheuten die feuchte Wasserluft."

„Das weniger" — erwiderte die Tochter — „als ich mich ungern im engen Raume mit den Menschen niederer Stände sehe. Es wird mir unheimlich unter ihnen."

„Der niedrig Geborne" — bemerkte Adhemar — „verletzt weit seltener die Ehrerbietung, welche der Vornehme fordert, als dieser die Achtung, welche er dem Menschen in jenem schuldig ist."

Die Dame blickte ihn scharf und ruhig an, und Adhemar las in ihrem Blick etwa die Antwort: „Der Belehrung bedarf ich nicht!"

Die Pferde waren jetzt herbeigebracht. An dem Geschirre war nichts zerrissen; und das Dorf mit der Schmiede, wo der zertrümmerte Ziehbalken zur Noth wieder hergestellt werden konnte, war nahe.

Adhemar empfahl sich den Reisenden. Er erreichte noch vor Nacht die Stadt.

Am folgenden Vormittage stellte er sich seinem Minister, dem Herrn von Nordwall vor. Beide waren angenehm überrascht, die Bekanntschaft zu erneuern, zu welcher gestern der Vorfall auf der Fähre sie geführt hatte.

„Ich habe schon sehr bedauert" — sagte der Gesandte — „nicht nach Ihrem Namen gefragt zu haben. Das Glück muß manche Nachläßigkeit ausgleichen."

Die Familie des Herrn von Nordwall bestand nur aus jenen beiden Damen, welche Adhemar schon kannte.

Frau von Nordwall, ungefähr im gleichen Alter mit ihrem Gemal, war eine schöne alte Frau. Die Züge ihres Gesichts hatten die vollkommenste Regelmäßigkeit behauptet; weil nie heftige Leidenschaft sie durchzuckte. Ihr Auge war belebt von der Milde und dem Wohlwollen, die sich so leicht entwickeln und so rein erhalten, wenn das Gemüth nie verletzt, nie erbittert wurde. Frau von Nordwall war nicht bedeutend, aber sie war liebenswürdig. Es war seltsam, daß diese Frau eine Tochter hatte, wie Klotilde. Hoch gewachsen, mit den edlen Zügen des Vaters erkannte man in ihr dessen vornehme, stolze Erscheinung wieder, aber Nichts von seiner freundlichen Offenheit, Nichts von der Mutter mildem Wohlwollen. Mit kalter, besonnener Ruhe blickte sie aus dem schönen, klaren Auge, und doch fühlte man sich zu ihr hingezogen, doch hätte man ihr vertrauen können.

Adhemar mußte einige Zimmer im Gesandtschaftshotel beziehen. Die ersten Wochen vergingen ihm fast allein unter den Besuchen, welche er dem diplomatischen Corps abzustatten hatte. Ueberall dieselben Formen der Höflichkeit, die durch ihre Leere ersticken, wie der Raum unter der Luftpumpe. Diese Tage waren die unbequem=

sten, welche Adhemar noch erlebt hatte. Uebrigens fand er sich bald in seinen neuen Verhältnissen ganz behaglich. Die Abende brachte er meistens in der Familie des Gesandten zu, wo es nie an einem kleinen gesellschaftlichen Kreise fehlte. Freilich fand sich da auch mancher leere Kopf, und oft genug wurden Trivialitäten auf die Bahn der Unterhaltung gebracht; doch hatte Herr von Nordwall das schöne Talent, auch dem Unbedeutendsten die Folie eines guten Gedankens unterzuschieben, und die Geistesschärfe der Tochter ironisirte das Seichte so fein, daß auf demselben eine reiche Saat geistiger Anregungen sproßte.

An einem der ersten Abende traf es sich, daß Adhemar allein Gast der Familie war. Jetzt wurden Verhältnisse und Personen der Heimath Gegenstand des vertraulichen Gesprächs. So wenig sich Adhemar auch um die Persönlichkeiten gekümmert hatte, war doch manches Neue aus ihm herauszufragen. Er theilte gern von seinem Vorrathe mit, da Klotilde, von manchen Erinnerungen angeregt, an ernsten und scherzhaften, meistens sicheren und scharfen Bemerkungen unerschöpflich schien.

„Albine also" — sagte sie — „dieser wilde Knabe in Mädchengestalt ist jetzt auch schon in das agirende Personal des Residenz-Theaters eingetreten!"

„Und mit vielem Erfolge: sie galt als die liebenswürdigste Erscheinung der Winter-Saison.“

„Man muß doch wol liebenswürdig scheinen können, ohne edel zu sein.“

„Albine ist nicht unedel“ — entgegnete Adhemar entschieden.

„Sie kann es leichter werden, als einen edlen Charakter gewinnen. — Welche Ritter haben in ihren Ketten geschmachtet?“

„Viele drängten sich zu ihr. Niemand konnte sich eines besondern Vorzugs rühmen, bis sie den Grafen Weldern zu begünstigen schien. Man erwartetete eine öffentliche Erklärung, als der Graf plötzlich die Hauptstadt verließ.“

„Daran hat er verständig gethan.“

„Und warum?“

„Weil er sonst einen schlechten Tausch gemacht hätte.“ Klotilde sprach das mit der kältesten Ruhe aus, doch blickten die Eltern unmuthig bald auf Adhemarn, bald auf Klotilden. Adhemar merkte, daß er eine mißtönende Saite berührt: nur Klotildens Entschiedenheit verbannte das peinliche Schweigen, welches drohte.

Die Dienstgeschäfte forderten weder viel Zeit, noch Kräfte von Adhemar. Der Gesandte arbeitete die wichtigeren Sachen durchaus selbstständig und behandelte sie

so geheim, daß selbst sein Sekretär wenig davon erfuhr. Adhemars Hoffnung, hier viel für den praktischen Dienst zu erlernen, in das ganze Getriebe eines diplomatischen Räderwerks an einem Hofe hineinzuschauen und selbst als bewegende Kraft einzugreifen, schien dadurch vereitelt zu werden. Er sah sich mit seiner Thätigkeit wieder auf die Studien angewiesen. Neben den ernsten Wissenschaften seines Faches, füllte die längst vernachläßigte Belletristik die Stunden der Erholung. Klotilde war mit allen bedeutsamen Erscheinungen derselben bekannt, die Mutter hatte an ihnen wenigstens das Interesse einer bequemen Unterhaltung, und der Vater betrachtete die Werke der Poesie als das sicherste Barometer der Volksgesinnung.

„Die deutsche Poesie" — sagte er — „hat sich durchaus naturgemäß entwickelt. Deshalb ist sie in ihren Anfängen, in der Kunst der Minnesänger vorzugsweise ein Spiegel der Individualitäten; in ihrer weiteren Entwickelung, seit den Meisterschulen, reflektirt sie mehr und mehr das Familienleben; seit Lessing nahm sie die Richtung auf öffentliche Beziehungen: jetzt ersteht keine bedeutsame poetische Schöpfung, deren Lichtpunkte sich nicht an den Elementen des Staatsleben entflammen."

„Die bedeutendsten Produktionen der neuesten Zeit haben allerdings eine politische Färbung“ — stimmte Adhemar bei.

„Welche Werke“ — fragte Klotilde — „nennen Sie die bedeutendsten?“

„In unseren Tagen sind es diejenigen, welche der Entwickelung anregender Ideen den weitesten Spielraum gewähren. Man hat für sie die verschiedenartigsten Formen gewählt; am günstigsten scheint ihnen das Gewand des Romans und der Novelle. Diese Dichtungsarten bilden Uebergangsstufen vom Epos zum Drama. In neuester Zeit ist es jedoch besonders wiederum die Lyrik, die von bedeutenden Talenten erfaßt, den politischen Ideen ihre Formen lieh.

„Unsere Literatur ist nur zu leidenschaftlich! Ich mag sie nicht leiden, die revolutionären Feuerköpfe, die uns das vornehme, feine, sociale Leben zerstören und ihren Sanskülottismus an dessen Stelle setzen möchten!“ rief Klotilde.

„Freilich“ — bemerkte der Minister — „sind die bedeutendsten Erscheinungen unserer jungen Literatur in ihren Formen nicht so glatt, so rein, so kunstgemäß, wie die Normal-Werke; aber das gestattet die Zeit der Prinzipien-Kämpfe nicht. Die objektiv schönen Werke der Kunst sind immer erst die Früchte des Kampfes und

Sieges: der blutbespritzte Schild und das rauchende Schwerdt mußten sie erobern.

Immer arbeitete Adhemar noch unbedeutende Sachen. Da eröffnete ihm Herr von Nordwall: „Wir haben den Befehl erhalten, einen Handelsvertrag mit dem B'schen Minister zu stipuliren. Ihre genaue Kenntniß der statistischen Verhältnisse wird uns die wesentlichsten Dienste leisten. Indessen ist es sehr wünschenswerth, daß wir vor dem Beginn der Unterhandlungen die anderseitigen Forderungen, bei denen man beharren wird, kennen. Ich werde diese Arbeit ganz Ihnen überlassen. Sie können sich dabei ein diplomatisches Verdienst erwerben. Machen Sie Ihre Vorarbeiten genau, und nehmen Sie jeden Vortheil, der sich bietet, wol in Acht! — Der junge Baron Reuwel — Sie sind ja mit ihm bekannt — ist der Neffe des Ministers; er ist leichtsinnig, liebt den Wein: von ihm hat schon Mancher Nützliches erfahren."

„Ich würde es wenig ehrenvoll für mich halten, wenn ich solchem Mittel den glücklichen Erfolg verdanken müßte."

„Wie Sie wollen! Indessen rathe ich Ihnen, auch solche Mittel im zweckdienlichen Falle nicht zu verschmähen. Sie sind oft nothwendig."

„Zu dem Unwürdigen kann mich keine Nothwendigkeit zwingen.“

„Wir müssen den Diener des Staats wol von dem Privatmanne unterscheiden. In allen persönlichen Verhältnissen muß die Moral der Ehre die Richtschnur unseres Handelns sein. Ich halte mit Ihnen den Betrug um einen Heller, wie um eine Million in meinem eigenen Interesse für niedrig; aber kann ich meinem Vaterlande einen Zufluß des reichsten Gewinnes verschaffen: ich stehe nicht an, jede Schwäche meiner Gegner zu benutzen. Die diplomatischen Verhandlungen sind der Krieg auf dem Papier. Alle Kräfte, alle Mittel, welche das Völkerrecht nicht verworfen hat, dürfen wir da als Schutz- und Angriffswaffe nützen.“

„Ich begreife nicht die rechtliche, nicht die moralische Grundlage der Ansicht, daß ich in der Staatsuniform mich für weniger zurechnungsfähig halten darf, als im Hauskleide. Mir wird es schwerlich je geläufig werden, mit der Hülle zugleich den Charakter zu wechseln.“

„Sie müssen nur den Willen fassen, von ihrer starren, selbstsüchtigen Persönlichkeit dem allgemeinen Besten zu opfern.“

„Ich bin fern von Selbstsucht!“

„Wol von der Selbstsucht kleinlicher Leidenschaften, aber nicht von jener Selbstsucht, sich unabhängig von

dem Gange des Lebens, in einer besonderen geistigen Bedeutung zu erhalten. Und diese Selbstsucht ist schlimmer als jene kleinliche, welche sich eben nur an das Interesse von Personen wagt; denn sie scheut sich nicht, selbst das Wohl von Völkern und Staaten auf's Spiel zu setzen. Der Diener des Vaterlandes muß die Selbstüberwindung besitzen, wenn es dem Wohl des Vaterlandes gilt, auch das zu thun, was die Privatperson als verwerflich bezeichnen würde. Das ist ein Märtyrerthum, welches er auf sich nimmt, und es fordert eine stärkere Seele als das Märtyrerthum der Heiligen."

„Das wäre gewiß eine Wahrheit; wenn der Gewinn aus dem Unrecht einem Lande gute Früchte bringen könnte."

„Der Staat ist ein Zusammenschließen der vielen kleinen Lebenskreise. In diesen seinen Theilen greift Recht und Unrecht durch einander, und so kann das Ganze auch nicht von dem Unrecht frei sein. Warum nun, wenn der Staat sich einmal nicht von demselben rein erhalten kann, es nicht auch zu seinem Nutzen anwenden?"

„Das Unrecht wird freilich dem Staate immer anhaften, aber er sollte es nie mit Bewußtsein wollen."

„Es ist eine seltsame Saat die der Thaten. Ihre Früchte lassen nie einen sicheren Schluß auf ihren Ur-

sprung machen. Sie kennen die Geschichte: aus dem Bösen keimte so oft Heil und Segen; aus dem Guten entlud sich so oft das Verderben. Der Staatsmann — das lehrt uns diese Erfahrung — hat nur die Folgen in's Auge zu fassen; für sie ist er verantwortlich: wehe ihm wenn er die Früchte der Saat opferte!"

„Ich schaue klar hinein in das verworrene Spiel des Lebens: überall betrügt man sich, betrügt Andere; überall giebt man vor, das Gute zu wollen, und will nur den eigenen Vortheil. So verwirrt sich das eigene, so verwirrt sich das Urtheil Anderer. Wir wissen selber nicht, Niemand weiß mehr, wo wir das Gute wahrhaft, wo wir es nur vorgeblich wollten. Nun fliegen die Thaten dahin, eine getrieben von der andern, eine in die Bahn geworfen der andern, und in ihrem Laufe gehemmt und gerichtet; und unser blödes Auge sieht nur, von wo sie ausgingen und wo sie ankamen. Aber wie in Mitten des Weges das Gute von dem Bösen aufgehalten, das Böse von dem Guten bewältigt wurde, und dieses statt seiner zum Ziel gelangte: das sehen wir nicht."

„Und wenn dem so wäre: was folgt daraus?"

„Das es Nichts als ein Trug unserer Sinne ist, wenn wir aus dem Bösen Gutes, aus dem Guten Böses entstehen sehn! Lassen Sie sich einen Staat hinstellen, der überall nur das reinste Gute will, der zurück=

bebt vor dem leisesten Unrecht: er wird seine Bürger wahrhaft glücklich machen; er wird der Anfang einer wahren Hierarchie sein. Die furchtbare Verblendung, welche das Urtheil der Menschen umnebelt, wird schwinden, und Jeder wird begreifen, daß er am Rechten und Guten sein wahres Glück hat!"

„Eine schöne Chimäre, aber doch weiter Nichts! Die Menschen sind nicht für Ihre Ideale geschaffen."

„Sie sind zu allem Edlen und Guten geschaffen, aber unsere Institute verderben sie!"

„Mit solchen Ansichten, junger Freund, werden Sie ein Revolutionär."

„Ich werde es nicht, weil ich weiß, daß sie sich nicht vom Einzelnen aus realisiren lassen: sie müssen erst an einem Staate ihren Vertreter finden."

„Erzählen Sie nie den Inhalt dieses Gesprächs weiter, wenn Sie uns nicht beide um das Renommé brauchbarer Diplomaten bringen wollen!" — So endete der alte Staatsmann die Unterredung; Adhemar aber besaß von jetzt an sein unbedingtes Vertrauen. Die wichtigsten Sachen, welche der Minister bisher seiner eigenen Bearbeitung vorbehalten, erhielt jetzt Adhemar; er gewann sich die vollste Anerkennung seines Vorgesetzten. Dabei hatte er immer neue Veranlassung, die Klugheit, Umsicht und Thätigkeit des Herrn von Nord=

wall zu bewundern. Von allen Vorgängen am Hofe, von den leisesten Regungen der übrigen Gesandtschaften war er auf's Genaueste unterrichtet. Die Mittel, welche er für den Zweck anwandte, mußte Adhemar auch kennen lernen. Sie ließen sich nicht vor dem Richterstuhl des Rechts und der Moral rechtfertigen: ihren großen Nutzen konnte Adhemar nicht läugnen. Doch hielt er an seinem Grundsatze fest, daß jene Mittel, wie sie verwerflich waren, auch unnütz sein würden, wenn sich der Staat auf den Standpunkt des wahren Rechts und einer aus dieser allein fließenden Politik stellen wollte. An der Möglichkeit einer solchen zweifelte er nicht. Indessen gewöhnte er sich doch, die getadelten Mittel zu benutzen, und die verächtlichen Menschen, von denen sie erkauft wurden, mit Rücksicht zu behandeln. Sein Bezeigen hatte er sonst immer nach seiner inneren Achtung abgemessen: hier mußte er lernen, beide von einander unabhängig zu stellen. Das war die Pforte, welche er der doppelten Persönlichkeit öffnete, wie sie das Leben von Jedem fordert, der sich den falschen Wellen seiner Strömung hingiebt.

In Klotilden war diese doppelte Persönlichkeit auf's Bestimmteste ausgebildet. Klar durchschaute sie die Personen und die Verhältnisse, hatte über ihren Werth oder Unwerth das bewußteste Urtheil; aber die Behandlung

derselben hatte eine durchaus andere Basis als die Achtung oder Geringschätzung.

„Ich verachte" — sagte sie — „dies Treiben der vornehmen Welt: da ist nirgends eine Tendenz zum Höheren. An Formen, deren Bedeutung die Zeit längst verwarf, wird das Leben verschleudert."

„Und doch" — erwiderte Adhemar — „scheinen Sie sich dort in Ihrer eigensten Sphäre zu bewegen."

„Das würde ich scheinen, wohin mich auch die Laune des Glücks versetzte. Ich finde Nichts thörichter, als sich im nutzlosen Kampf die Seele zu verbittern."

„Sie haben den Geist und den Charakter, sich ein Leben zu schaffen, in welchem Sie, sich selbst und Ihren Anschauungen getreu, walteten."

„Die gesellschaftliche Stellung bildet das ganze Glück der höheren Stände. Innige Beziehungen des Gemüths — der Hauptinhalt des Lebens der niederen Sphären — dürfen wir nicht fordern, können wir nicht gewähren."

„Wie leer, wie nichtig, kalt und erquickungslos muß ein Leben sein, das sich dem leersten Scheine zugewendet hat!"

„Wir sind von Jugend an dafür gebildet. Gewohnheit und Bildung sind mächtig: sie lehren uns, selbst das festzuhalten, was wir verachten. Und so nichtig der

Lebensinhalt jener Kreise ist, sie geben mir doch den Stoff meines Denkens und Empfindens."

„Fürchten Sie nicht, einst selber von jener Nichtigkeit ergriffen, ganz in ihren Strudel hineingezogen zu werden, bewußtlos in ihm unterzugehen?"

„Ich getraue mir eine besondere Stärke zu, und besäß' ich sie auch nicht: es wär am Ende kein Unglück zu sein, wie die bedeutendsten Menschen sind."

„Das sind nicht die bedeutendsten, nur die vornehmsten Menschen."

„Sie schreiben doch der Welt die Gesetze vor."

„Nimmermehr!"

„Die noble Gesellschaft ist die Blüthe des ganzen socialen Lebens, und aus der Blüthe entwickelt sich die Frucht: Nichts kann sich im Leben feststellen, was nicht die höheren Gesellschaftskreise zuvor in sich aufgenommen und als bedeutsam bezeichnet haben."

„Dann wäre das Wesen der Gesellschaft nicht so leer, wie Sie es schelten!"

„Besitzt der Preßbengel von den Schätzen des Geistes, die sein Druck verallgemeinert?" — fragte Klotilde mit sarkastischem Lächeln und ließ sich von Adhemar den Shwal reichen, um die Abendgesellschaft der Prinzessin Viktorie zu besuchen.

Klotilde hatte sich fast in jeder neuen Behauptung

widersprochen; Adhemar erkannte ihre Anschauung dennoch heraus. — Die Ironie ist die Lieblingsfigur aller selbstbewußten Menschen, deren Anschauung mit ihren Verhältnissen im Widerspruch steht. Ihre Handlungen sind eine schweigende Ironie gegen ihre Gesinnung, unter dem Druck dieser Ironie müßten sie erliegen, wenn sie denselben nicht auch gegen das Leben anwälzen könnten. — Es ist das wohlthuendste Vergessen der eigenen Schmerzen, die Peitsche gegen den Peiniger zu schwingen! —

Klotilde war in der Anwendung ihres Erleichterungsmittels äußerst behutsam. Nur dann verlor sie die nöthige Besonnenheit, wenn sie in eine Art von ironischer Begeisterung gerieth; dann auch wußte sie gewöhnlich selbst kaum die Grenze, wo sich Ueberzeugung und Ironie schieden.

Adhemar lernte gegen sie mit derselben Waffe fechten. Er kämpfte um so sicherer, je mehr er aus der starren Einheit seines Wesens herausgeführt wurde. Das starke Prinzip der Gerechtigkeit wich allmählig jenem Indifferentismus gegen die Aussenwelt, welche Klotilde so entschieden, so sicher und in der Milde weiblicher Anmuth repräsentirte. Die Stunden der peinigenden Leere, welche aus der herzlosen Behandlung des Lebens flossen, verbarg sie sehr wol, und der glänzende Schein

innerer Unabhängigkeit und äußerer Befriedigung durch die verständigste Resignation erhob sie weit über die gewöhnlichen Menschen der vornehmen Welt, deren Klage über die Leerheit des Daseins nur eine Klage über ihre Feigheit und Haltungslosigkeit ist. Dazu war Klotilde schön, in ihrer ganzen Haltung edel, in ihrem Charakter kein Flecken, wenn man eine gewisse Härte und Verächtlichkeit übersah, mit denen sie Aermere und Niedere behandelte. Alle Diener des Hauses fürchteten sie. Sie sah ihr Kammermädchen nur zürnend an, und erschreckt ließ dasselbe eine kostbare Vase fallen. Im ruhigsten Ton sagte jetzt Klotilde: „Du bist sehr unvorsichtig."

„Und Sie sind heute sehr mild" — bemerkte Adhemar, als das Mädchen hinausgegangen war.

„Sie werden mich nie gegen meine Leute heftig gesehen haben" — entgegnete Klotilde.

„Und doch war es die Furcht vor Ihnen, welche das Mädchen ungeschickt machte."

„Ich spreche mit den Dienstboten nie mehr als das Nothwendigste in kurzen, bestimmten Befehlen; und ich finde den unbedingtesten Gehorsam oder sie verlassen augenblicklich meinen Dienst."

„In solcher Behandlung liegt eine große Härte."

„Ich werde mich doch nicht mit meinem Kammermädchen unterhalten sollen!"

„Das Loos der Dienstbarkeit ist unter allen Umständen ein hartes, elendes: Nachsicht und Freundlichkeit gegen den Dienenden sind der niedrigste Preis, welchen wir dem Zufall für unser besseres Geschick zahlen können."

„Der Dienende empfindet Nichts von der Härte seines Loofes."

„Die Natur hat etwa nur den Vornehmen mit dem Gefühl für Ehre und Schmach begabt? — belehnte sie nur ihn mit dem Recht einer freien, einer menschlichen Entwickelung? — Dem Armen und niedrig Geborenen gab sie nur den Gehorsam und die Treue des Hundes!"

„Sie verrathen Ihre plebejische Abkunft" — sagte Klotilde scherzend.

„Und Sie ein Ihrer unwürdiges Vorurtheil der Aristokraten des Reichthums und der Geburt!"

„Sie mögen Recht haben! — Aber ich kann dem Mißbehagen nicht widerstehen, das mich in der Nähe des Niedrigen und beim Anblick des Armen überfällt."

„Weil Sie zu stolz sind, sich je einzugestehen, daß der auf der Landstraße geborene Vagabond gleiche Rechte mit Ihnen hat, und daß nur die Verkrüppelung des gesunden Menschengeistes den Unterschied heiligen konnte. Und von dem echten Mitgefühl für das Unglück der Armuth wurden Sie gewiß nie bewegt; sonst hätten Sie

nur Theilnahme empfunden und den innigen Wunsch zu helfen."

„Der Arme empfindet ja selbst nicht das Elend der Armuth!"

„Ich höre ungern diese gewöhnliche Redensart, mit welcher die Reichen ihre Hartherzigkeit glauben entschuldigt zu haben."

„Ach, es ist doch so schön, sentimental zu reden! Wir wollen einen Verein stiften, Herr Tangen, zur Entwikkelung des Mitgefühls für Arme. Alle bedeutenden Männer unseres Vaterlandes stehen jetzt an der Spitze ähnlicher Unternehmungen; und es ist so herrlich zu sehen, wie sich Männer dem weihen, was früher nur den schwachen Kräften der Frauen überlassen blieb!"

„Gegen das Nothwendige ist der Spott eine stumpfe Waffe."

„Gott behüte mich vor Spott! Es ist meine innigste Ueberzeugung, daß unsere Männer nichts Besseres thun können. Worauf soll sich das weiche, milde Gemüth auch legen, wenn die Kräfte für Genüsse und endlich selbst für die Kunstliebhaberei erschöpft sind?"

„Es sind gewiß schlimme Zeiten, in denen eine große Zahl der Staatseingesessenen von Almosen leben muß; aber sind diese Zeiten einmal da, so ist nothwendig" —

„Daß man arbeitsscheue Menschen macht" — unterbrach Klotilde.

„Die Aussicht von Almosen zu leben, ist zu elend, als daß sie die Thätigkeit hemmen sollte. Die Bedingungen zahlreicher Armen liegen in unserer Zeit unendlich tiefer: wir beginnen die Erfahrung zu machen von der Vernunftwidrigkeit, von der Haltungslosigkeit unserer Zustände."

„Das Elend des Armen ist meistens ein selbstverschuldetes!"

„Aber die Richtungen der Zeit reißen ihn eben zu diesen Verschuldungen hin; der Einzelne ist zu schwach, sich aus dem Strom der allgemeinen Thorheiten herauszuretten."

Ungeachtet Adhemar gewöhnlich Klotilden widersprach, übte sie doch, im Zusammenwirken mit den übrigen Verhältnissen, einen mächtigen Einfluß auf ihn. Das Leben hatte wie eine Last auf ihm gelegen, von der er mühsam und gewissenhaft kaum ein Gewicht abgearbeitet hatte, als schon ein neues, oft schwereres ihn drückte. Mühelos legte er jetzt von der Last ab, weil es unbewußt geschah; und keine neue Bürde lud er auf, weil er nicht sich, nicht die Verhältnisse mehr gewissenhaft prüfte. So war er auch mit der Gesellschaft vollkommen ausgesöhnt. Er schmiegte sich ihr gefälliger an als je; sie bot ihm eine bequeme Unterhaltung nach

der Arbeit und war geneigt, ihn anzuerkennen. — Die Gesellschaft ist die gutmüthigste alte Dame, die mit ihren Reizen gern beglückt; nur darf man nicht grob sein und ihr sagen, daß ihre Reize die gewöhnlichsten sind.

Zwölftes Kapitel.

Sobald man Adhemarn zugänglicher fand, näherten sich ihm die Diplomaten mit Achtungs- und Freundschaftsbezeugungen; unter ihnen Herr von Ronsard. Er verband mit dem höchst gefälligen Aeußern die leichteste Gewandtheit; seine Stimme hatte den einschmeichelndsten Klang; aber seine Züge waren zu beweglich, der Ausdruck schlauer Klugheit im Auge zu scharf, als daß er leicht Vertrauen gewinnen konnte. Wie er den ersten günstigen Eindruck seiner Persönlichkeit selbst wieder aufhob, so scheiterten seine Pläne gewöhnlich an ihren Vorzügen. Er legte sie entweder so tief an, daß er erst mit ihnen zu Ende kam, wenn sie schon unnütz geworden waren, oder so fein, daß ein fester und sicherer Schritt des Gegners ihr ganzes Gewebe zerriß. Jedoch Herr von Ronsard galt für einen der klügsten und gewandtesten Diplomaten; wiewol Niemand sagen konnte,

was er je Bedeutendes geleistet habe. Dieser Mann näherte sich Adhemarn. Er rühmte die Vorzüge einer offenen, aufrichtigen Politik; er rühmte Herrn von Nordwall und die Wahrhaftigkeit des Kabinets, welches derselbe hier repräsentirte. Adhemar erwiderte ruhig, besonnen; Herr von Ronsard kam nicht weiter.

Als Adhemar dem Gesandten die Aeußerungen Ronsard's mittheilte, rief er aus: „Wir müssen ihn irre führen; sonst sind Ihre schönen Arbeiten für den Handelstraktat vergeblich!"

„Freilich gilt er viel bei dem Minister Reuwel; aber der Vertrag ist den B.schen Staaten eben so vortheilhaft, als den unsrigen."

„Aber nicht dem Lande des Herrn von Ronsard! — Weichen Sie ihm nicht aus; Sie können ihm selbst einige unbedeutende Geheimnisse unseres Kabinets preisgeben, und ihn, wenn es sich thun läßt, so vielleicht auf falsche Fährten leiten."

„Ich werde mich schlecht zu diesem Geschäft eignen; Herr von Ronsard ist am wenigsten der Mensch, dem ich einiges Vertrauen bezeigen könnte."

„Wann werden Sie endlich über kleine Persönlichkeiten hinauskommen, wo es der wichtigen Sache gilt! Es ist doch wahrlich Nichts leichter, als einem Menschen Dinge erzählen, auf die er gespannt ist!"

Adhemar war bei der Sache lebhaft betheiligt. Er hatte alle Vorarbeiten für den Traktat beendet; er glaubte des gewünschten Erfolges gewiß zu sein. Von dem Abschluß des Traktats hatte nur der Staat Nachtheil, welchen Ronsard repräsentirte. Dieser würde den schwachen Minister Reuwel leicht zu Forderungen bestimmt haben, welche alle Vortheile des Vertrags illusorisch machten. So lag Adhemarn Alles daran, daß der schlaue Diplomat über die laufenden Verhandlungen in Unkenntniß bliebe. Des Herrn von Nordwall Lehren dünkten ihm nicht mehr verächtlich. Er wurde gegen den Herrn von Ronsard gesprächiger; und seine natürliche Offenheit unterstützte ihn mehr, als es die listigste Gewandtheit, dem feinen Herrn von Ronsard gegenüber, vermocht hätte. Alles Gute in uns und an uns hat eine fruchtbare Dauer. So giebt die Macht der Wahrhaftigkeit dem Wesen des Menschen ein so entschiedenes Gepräge, daß kaum viele Jahre der Lüge und des Truges dasselbe verwischen. — Herr von Ronsard war bald überzeugt, daß er jetzt eben so gut wisse, als der Herr von Nordwall, was in dessen Gesandtschafts-Hotel vorgehe. Er belästigte Adhemarn nicht länger; doch machte dieser durch ihn eine interessante Bekanntschaft.

In der Abendgesellschaft des Grafen Rheinheim wurde Adhemars Aufmerksamkeit von einer Dame ge-

fesselt, die Herr von Ronsard mit seiner gewohnten Lebendigkeit unterhielt. Sie hatte den Kopf etwas herumgebogen und bot Adhemarn den vollen Anblick ihres Gesichts. Es war nicht geradehin schön: die Nase hätte weniger gebogen, das Kinn mehr gerundet sein können; auch fehlte ihr der hohe Wuchs einer stolzen Schönheit. Aber aus dem dunklen, glühenden Auge sprach das tiefste und reichste Leben, bald im Widerspruch, bald in der schönsten Harmonie, mit der Lust, welche ein reizend schöner, leis geöffneter Mund athmete. Die höchste Anmuth lebte in der leisesten Biegung des Halses, in der kleinsten Bewegung der Hand. — Adhemar konnte das Auge nicht von ihr wenden. Plötzlich wurde sie seiner ansichtig; ihr Blick begegnete dem seinen. Langsam wendete sie das Auge von ihm ab; aber bald wurde es wieder angezogen von der hohen, schönen Gestalt, von dem edlen, männlichen Ausdruck, vielleicht von dem bewundernden Blick, mit welchem er auf sie geschaut. Unter sichtbarer Unruhe hörte sie auf die Mittheilungen des Herrn von Ronsard, und unterbrach dieselben endlich mit der Frage, wer jener junge Mann sei?

„Derselbe unschuldige Legations-Sekretär,“ erwiderte Herr von Ronsard — „von dem ich eben gesprochen. Befehlen Sie, daß ich Ihnen den Herrn Tangen vorstelle?“

Die Dame gab ihre Einwilligung.

Ronsard war zu Adhemar herangetreten. „Sie betrachten" — sagte er — „nicht ohne Interesse die schöne Gräfin Romanino. Soll ich Sie vorstellen?"

Adhemar ließ es geschehen.

„Ein Deutscher!" — sagte die Gräfin — „höchst erwünscht! Bitte, übernehmen Sie das Schiedsrichter-Amt zwischen uns: stehen die Franzosen oder Italiener höher an geistiger Bedeutung?"

„Die Entscheidung kann nicht schwanken, wo das schöne Italien so glänzend repräsentirt wird" — erwiderte Adhemar.

„Ich weiß, den Deutschen fehlt es weniger an Höflichkeit und Galanterie, als man ihnen gewöhnlich nachrühmt; aber Ihre wahre Meinung?"

„Ist, daß Italien in seiner Bedeutung für die Entwickelung Europa's, durch die Kunst den ersten Platz einnimmt."

„Aber in der Wissenschaft räumen Sie ihn den Franzosen ein?" — fragte Ronsard.

„Den nehme ich für die Deutschen in Anspruch" — entgegnete Adhemar.

„Statt eines Schiedsrichters nur ein neuer Prätendent. Das ist bei den Herren Diplomaten in der Ordnung!"

„Herr Tangen hat den Standpunkt der Frage verrückt: es handelt sich nicht um das, was war, sondern um das, was ist“ — sagte Ronsard.

„Dann würde ich den Italienern den reichern Geist, den Franzosen die reichere Bildung zuschreiben“ — antwortete Adhemar.

„So mag es sein!“ — entschied die Gräfin. — „Daß man doch den lebendigen Geist des Italieners, die gewandte Bildung des Franzosen und den offenen Charakter des Deutschen zu einem Ganzen verschmelzen könnte!“

Adhemar stritt mit ihr über die Möglichkeit eines solchen Vereins, als durch das Hinzutreten Anderer die Unterhaltung abgebrochen wurde. Er hatte den Abend über nicht mehr die Gelegenheit, sich der Gräfin zu nähern. Erst als sie die Gesellschaft verließ, traf Adhemar, — ob zufällig, ob gesucht? — jedenfalls erwünscht, mit ihr wieder zusammen. Er begleitete sie zum Wagen, und sie äußerte die Hoffnung, das abgebrochene Gespräch einst fortzusetzen.

Adhemar erzählte Klotilden von seinem Begegnen mit der Gräfin.

„Sie ist“ — sagte Klotilde — „meine Freundin. Sie ist anziehend, geistreich, lebendig; aber — ihr Beichtvater ist ein blasser, dürrer Jesuit und ihr Kavalier ein Vulkan italienischer Leidenschaften.“

„Und warum stellen Sie diese Menschen mit der Gräfin zusammen?“ — fragte Adhemar.

„Sie selbst hat sie neben sich gestellt! Es muß doch Etwas in ihr sein, das sie mit Solchen verbindet.“

„Das könnte auch außer ihr liegen. Und vielleicht erscheinen der Gräfin dieselben Menschen in einem ganz andern Lichte, als Ihnen?“

„Für das Eine ist sie zu klug, für das Andere zu reich.“

Geist und Gemüth, die heiligen Säulen der Menschheit! — Sie sind entgegengesetzte Pole; aber der Glückliche bewahrt sie als Pole eines und desselben Magnets. Nie bleibt der eine unthätig bei der Bewegung des andern; und gegenseitig vermitteln sie sich immer neu zu dem Indifferenzpunkt des Friedens. — Adhemars Geist nur hatte in der letzten Zeit genug Nahrung gefunden; das Gemüth schien in seiner Unthätigkeit zu ersterben. Aber noch war er zu jung und gut; unbewußt empfand er die verkehrte Richtung: er war nicht glücklich. — Um so leichter wurde er durch eine Berührung des Gemüths ergriffen, fortgerissen.

Adhemar hatte der Gräfin den Besuch gemacht. Die einfache Eleganz ihres Hotels entsprach der gebil-

deten, reichen Besitzerin. Aber die, in Schwarz gekleideten Diener mit den scharf geschnittenen, italienischen Gesichtern dünkten ihm viel zu ernst für die junge liebenswürdige Herrin. Im Vorsaale begegnete er dem Pater Giuseppe — eine interessante Erscheinung: das Gesicht war länglich, die Nase edel gebogen, hoch die Stirn und die Lippen fein; das dunkle, glühende Auge verrieth allein Leben in der Marmor-Blässe der Wangen. Er war kaum fünf und zwanzig Jahr alt, und die Haltung des Körpers schon gebückt. Stumm grüßend ging er an Adhemar vorüber. Der Salon, in welchem die Gräfin Adhemarn empfing, entsprach dem Pater Giuseppe: die Gemächer der Gräfin hatte Adhemar freundlicher gedacht. Die Mitte der Hauptwand nahm eine Grablegung von Sodoma ein. Es war ein herrliches Gemälde: die Technik so meisterhaft, der Ausdruck so ruhig schmerzvoll, der Geist losgerissen von dem Druck des Irdischen. Zu der einen Seite dieses großen Gemäldes hing eine heilige Cäcilie des Francesco Francia, voll tiefer, inniger Religiosität, und rechts eine heilige Katharina von dem zarten, sinnigen Palma vecchio. In den vier Ecken des Zimmers standen auf Fußgestellen von schwarzem Marmor die lebensgroßen Statuen von vier Aposteln. Sie waren von neueren Meistern trefflich gearbeitet, aus dem glänzenden

Gestein von Carrara. Wenige Meubles nur bezeichneten die Wohnlichkeit des Gemaches. Die Gräfin war ernster, als Adhemar sie in der Gesellschaft gesehen hatte.

Die Unterhaltung drehte sich zumeist um die Gegensätze zwischen Deutschland und Italien.

„Am Auffallendsten" — sagte die Gräfin — „ist für uns Italiener die durchgehende Gleichgiltigkeit des Deutschen gegen die höhere, ewige Bestimmung des Menschen, wofür wir das tiefste und lebendigste Gefühl tragen."

„Der Gegensatz" — erwiderte Adhemar — „ist nur scheinbar: dort mehr Form, hier mehr Innerlichkeit."

„Sie verkennen den Italiener! Bei keinem Volk der Erde ist Form und Geist so innig Eins: was er auch thut, es ist das unmittelbare Produkt des lebendig Empfundenen. Wären sonst die Italiener das Volk der Kunst! — Einheit in Form und Geist ist das nothwendigste Erforderniß des Kunstwerks."

„Für die künstlerische Conception ist immer der Augenblick entscheidend. — Die momentane Glut religiöser Empfindung spreche ich auch dem Italiener nicht ab; aber diese Glut bleibt ohne Wirkung auf das Leben."

„Sie sind Protestant?"

„Ich bin es!"

„Da läßt sich mit Ihnen über Religion nicht streiten.“

Die Gräfin war bei diesem Besuche Adhemarn durchaus anders erschienen, als er ihr Wesen aufgefaßt; und doch war sein Interesse an ihr nur erhöht. Wenn es ihm beim Manne gleichgiltig war, ob er glaube und was er glaube: so meinte er, mit den meisten Männern, daß ein lebendiges Religionsgefühl die nothwendigste Stütze der Frau sei, ohne welche ihr leichtbeweglicher Sinn sie nicht in den Versuchungen des Lebens aufrecht erhalten könne. Es bedarf aber keiner großen Erfahrung und keiner tiefen Einsicht in das Wesen des menschlichen Geistes, um die Unhaltbarkeit der Meinung zu begreifen. Das lebendige Religionsgefühl des Weibes ist häufig nur ein Zeichen ihrer Charakterschwäche und vereint sich dann so leicht mit dem sittenlosesten Wandel; während die Frauen mit den freieren Religionsansichten schon durch eben diese die männlichere Selbstständigkeit ihres Geistes bezeichnen. Aber der Gräfin stand das Gefühl für ihre Religion so schön; es verklärte so mild die irdische Flamme ihres Auges.

Adhemar sah die Gräfin häufig. Die Anmuth ihres ganzen Wesens, die Lebendigkeit ihres Geistes und die Tiefe eines sich selbst unklaren Gefühls wirkten auf ihn mit umstrickendem Reiz. „Wie mußte sie be-

glücken, wollte sie den Reichthum der Empfindungen liebend entfalten, die so zauberisch aus ihrem Auge sprachen!"

Die ernste Ruhe in der Umgebung der Gräfin kannte Adhemar; bei einem Diner in ihrem Hause sah er die Personen bei einander, welche ihren näheren Umgang bildeten. Es war ein kleiner, aber auserlesener Kreis von hochadeliger Anmaßlichkeit und katholischer Bigotterie. Doch wurde der bürgerliche und protestantische Adhemar mit Auszeichnung behandelt. Er wußte nicht, wie er zu der Ehre kam. Einen Grund dafür außer sich zu suchen, war er schon Diplomat genug; aber er konnte Nichts errathen. Bei Tische nahm der Gräfin Kavalier, der Ritter Cerloni, sich seiner besonders an. Während der Ritter aus dem stechenden Auge lauernde Blicke auf Adhemar fallen ließ, erzählte er von den Herrlichkeiten Italiens und von seinen Begegnissen in dem abscheulichen Deutschland.

Dazwischen hindurch hörte Adhemar Bruchstücke von der Unterhaltung der übrigen Gesellschaft.

„Die Pastete" — sagte der wohlbeleibte Reichsgraf von Dachsheim-Riesenburg — „ist excellent! — Der heilige Vater wird der Kirche Rechte zu schützen wissen."

„Jeder Gesang läßt mich ungerührt, seit ich in der

heiligen Woche das himmlische Miserere des Gregorio Allegri in Gegenwart Sr. Heiligkeit und sämmtlicher Kardinäle hörte" — sprach die verblühte Prinzessin von Sallatsdorf=Ebersburg=Mies und fuhr mit gleicher Extase fort: „Die Trüffeln habe ich nie wohlschmeckender genossen."

„Die Austern" — bemerkte der elegante Freiherr von Degenruh — „sind die trefflichsten, welche noch im mittelländischen Meere gefischt wurden. — Ja, der Ritterorden des heiligen Johannes wird neu erblühen; auf's Neue dem Adel als Beispiel der erhabensten ritterlichen Tugenden leuchten!"

In der Weise ging es fort, bis die Tafel aufgehoben wurde. Adhemar eilte aus der Gesellschaft.

Die Gräfin verwischte bald den unangenehmen Eindruck, welchen ihre Freunde auf Adhemarn gemacht hatten. Wenn sie auch den Glauben der Dachsheime und Degenruhe theilte, so war sie doch fern von den egoistischen Hoffnungen, welche jene, für ihre äußere Bedeutung, an den Wiederaufbau der Hierarchie und des Feudalismus knüpften. Sie war Adhemarn auch schon zu theuer geworden, als daß er sich um Anderer willen von ihr hätte lossagen können: ihre schöne Stimme weckte in seinem Herzen wieder die heiligen Jugendahnungen der Liebe; in ihrem Auge glänzte ihm neu der Menschheit

ewiges, heiligstes Gestirn, das er seinem Leben schon untergegangen meinte.

Die Gräfin war jetzt viel im Hause des Gesandten. Sie hatte Freundschaft geschlossen mit Klotilden, sofern eine solche möglich war bei so verschiedenen Charakteren und bei der Ueberlegtheit, mit welcher Klotilde alle ihre Verhältnisse einging. Die Gräfin gehörte der ersten Klasse der Gesellschaft an; sie war unterhaltend, und vor Allem fand Klotilde bei ihr die Gelegenheit, das Italienische zu üben. Der Gräfin Freundschaft war eben so wenig ganz rein: sie traf Adhemarn häufig bei der Freundin. Auch war gerade jetzt ein regeres, gesellschaftliches Leben in dem Hotel des Gesandten. Sein zukünftiger Schwiegersohn, Graf Weldern, war hier. Der Graf zeigte die angenehmsten Manieren, er schien stets nur des Winkes seiner Braut zu harren; und Klotilde wollte Nichts, als was ihm erwünscht schien. Sie zeigte ihm gegenüber Nichts von der stolzen Größe, die ihn niedergebeugt hätte; denn er war die gewöhnliche Natur geblieben, welche wir schon kennen gelernt; die vornehme Welt hatte ihn nur noch ein wenig mehr mit ihrem Flitterstaat aufgeputzt. Klotilde durchschaute ihn wol; aber sie achtete an ihm seinen Stand, den Glanz seiner vornehmen Erscheinung und vor Allem ihr Verhältniß zu ihm.

Dem Grafen Weldern zu Ehren, den der Freiherr von Degenruh in Paris hatte kennen lernen, gab dieser auf seinem Schlosse, etwa eine Meile von der Stadt, einen glänzenden Ball. Der größere Theil der Gesellschaft aus der Stadt hatte sich vereint, eine nächtliche Schlittenpartie mit dem Balle zu verknüpfen. Der Fluß, welcher die Stadt durchschnitt, lief unmittelbar an dem Schloß des Freiherrn hin; er trug eine starke Eisdecke; alle Hindernisse waren am Tage untersucht und hinweggeräumt: die Bahn war völlig sicher. Adhemar war mit der Gräfin hinausgefahren; er war auch ihr Begleiter auf der Heimkehr.

Es war ein stattlicher Zug, der sich nach und nach aus dem Schloßthore entwickelte und dann, in prächtiger Reihe, zwischen den hohen Bergesufern auf der Eisdecke hinstürmte. Fröhlich tönten die Geläute; bunt wallten die Federbüsche; die luftigen Decken wogten; auf die glänzenden Schlitten und auf die geschmückten Menschen warf hier die helle Glut, dort ein dunkler Streif den magischen Schein der Fackeln, welche die Vorreiter trugen und die auch von Punkt zu Punkt auf den Bergspitzen flammten. — Das gewährte zwischen der funkelnden Decke der Berge und den Schneepyramiden der Edeltanne einen feenhaften Anblick.

Adhemar wandte das Auge von dem bunten Schim-

mer empor zu den klaren Sternen des Himmels; er blickte nieder zu der glänzenden Erde, und ihm ward in Mitten der lauten Lust so still um das bewegte Herz.

„Welch fröhlicher Anblick, die glänzenden Flammen auf den Bergeshöhen!“ — sagte die Gräfin.

„Einsam“ — erwiderte Adhemar — „werden sie erlöschen, wie das Leben auf den Höhen der Throne. Und um sie herum stehen da, kalt und frostig, die hohen Stämme. Stolz heben sie die Häupter empor, aber auch sie stehen einsam, fern von einander: nicht können sie auf dem dürren Boden der Höhe befreundete Nachbarschaft dulden, und der Sturm bricht leicht den Einzelnen. Da weiter unten nistet niedriges Gehölz, verächtliches Gesträuch; es trägt die schweren Lasten des von den Höhen herabgeschüttelten Schnees; aber es mißgönnt sich nicht die kleine Stelle, es reicht sich die nachbarlichen Hände und bewahrt unter der drückenden Bürde die Kraft des freudigen Lebens.“

„Warum verkümmern Sie sich den entzückenden Anblick des Schönen durch die Kälte der Reflexion? — Lebendig empfinden wir nur, wenn die Gewalt des Augenblicks den Gedanken überwältigt.“

„Das hat dem Deutschen die Tiefe des Gemüths verliehen, daß er den Empfindungen des Augenblicks durch den Gedanken die Dauer giebt. Ueber den Ro-

manen stürzt sich die Empfindung mit der Leidenschaft einer gewaltigen Welle, unwiderstehlich reißt sie ihn fort; aber schnell wird ihre Macht verweht; die kleinste Klippe zersplittert sie, wirft sie auf getrennte Bahnen."

„Das Gefühl, welches der Gedanke stützt, kann auch der Gedanke stürzen."

„Gräfin" — sagte Adhemar, indem er ihre Hand ergriff und ihr bedeutsam in's Auge schaute — „die Liebe, welche der Gedanke der Verehrung tief ins Herz grub, ist fester als droben des Himmels wandernde Sterne, fester als drunten der Erde wechselnde Gestalten!"

„Ich glaube gern, was die eigene Brust als Wahrheit fordert" — erwiderte die Gräfin.

Adhemar brachte den Abend bei der Gräfin zu. Es waren die ersten Stunden, die er einer erwiderten, einer feurigen Liebe weihte! Und Beatrice, bald so mild schwärmerisch, bald so geistreich keck und immer liebeglühend, riß ihn zu einer Höhe, zu einer Leidenschaftlichkeit der Empfindung, die ihm sonst so fremd war. In der reichsten Fülle strömte das Wort von seinen Lippen; in den lebendigsten Farben malte er die feinsten Schattirungen seines liebenden Gefühls. — Spät verließ er das Haus der Gräfin; und mit dem Abschiedskusse von dem reizenden Munde der Geliebten trug er

das schönste Glück in der Brust davon. Herrlich entfaltete sich vor ihm die Zukunft: an Beatricens Hand hoffte er sie zu betreten. Weder der Unterschied der Stände, noch der Gräfin Reichthum dünkte ihm ein Hinderniß: er fühlte, daß die wahre männliche Würde ihn über Beides weit hinausstellte. Schwache Geister mögen mit Recht zurückbeben vor dem höheren Stand und vor dem Reichthum der Frau; sie mögen fürchten, einst zu hören, daß die Frau sie zum Manne gemacht habe. Der edle, tüchtige Mann empfängt nicht seine Bedeutung von außen her; und die Frau wird ihm gegenüber stets von dem Gefühle durchdrungen bleiben, daß sie mit all ihrem Glanz und Schimmer seinem wahren Werthe Nichts zusetzen konnte.

Dreizehntes Kapitel.

Adhemar arbeitete am folgenden Morgen in seinem Büreau; Herr von Nordwall trat ein.

„Es sind" — sagte er — „gestern Depeschen eingegangen. Der Minister steht an, unseren Handelsvertrag zu unterzeichnen; er fordert unnütze Zugeständnisse von der diesseitigen Regierung, welche sie nicht

gewähren kann. Sie kennen die Verhältnisse auf's Genaueste: Sie müssen Sr. Excellenz mündlich die Vortheile darstellen, welche wir bei längerem Zögern leicht ganz einbüßen. Treffen Sie also die Vorkehrungen zur schleunigsten Abreise."

Adhemar war auf's Unangenehmste überrascht: aus dem eben errungenen, schönen Glück sollte er so rasch scheiden! Doch seine Pflicht und der Nutzen des Vaterlandes hieß jede andere Rücksicht schweigen. Auf den folgenden Morgen wurde die Abreise festgesetzt. Der Tag verging rasch unter Beseitigung der dringendsten Arbeiten, und unter Besprechungen mit dem Gesandten über die Mittel, durch welche ihr Zweck zu erreichen war. Auf gradem Wege zum Ziele zu gehen, hätte von wenig diplomatischer Geschicklichkeit gezeugt.

Am Abende eilte Adhemar zur Geliebten. Auf dem Wege zu ihr schieden erst die Geschäfte aus dem Kopf des Staatsmannes, und die Liebe zog ein in das Herz des Menschen. Er empfand sie so tief, so lebendig: wie schmerzlich mußte ihn der Gedanke des Abschieds berühren!

Beatrice flog ihm entgegen. Er schloß sie in seine Arme, er hielt sie an seiner Brust, als wolle er sie nimmer lassen.

„Die Liebe" — sagte Beatrice — „ahnt das Na=

hen des Geliebten: von Minute zu Minute harrte ich Ihrer. — Aber was ist Ihnen, Adhemar? — Wo ist der offene, freudige Blick? — Auf Ihrer Stirn wohnt die Schwermuth! — Der Geliebten Blick wird die Sorge des Mannes verscheuchen."

„Wenn nicht ihre dunklen Schatten sich auf der Geliebten schönes Auge selber senken."

„Was ist's? — Sprechen Sie es aus! — Sie machen mich zittern: die Liebe ist kühn in der Gefahr, schreckhaft bei ihrem Drohen!"

„Keine Gefahr droht, als die, daß ich in der Trennung das heilige Glück Ihrer Liebe verlöre! — Der Schmerz des Scheidens bewegt meine Brust."

Die Gräfin trat von ihm zurück; Zorn und Schmerz zeichnete der Kampf ihres Innern auf die beweglichen Züge. „Falscher Mann" — rief sie aus — „Das wußten Sie schon gestern, und heute kommen Sie, sich an dem Opfer Ihrer Eitelkeit zu erfreuen!"

„Welch unwürdiger Verdacht! Der verwundet tiefer als jeder schmerzliche Zwang der Nothwendigkeit."

Adhemars Stimme war so weich, sein Auge so treu. Die Gräfin senkte ihren Blick zu Boden; Adhemar trat zu ihr, ergriff ihre Hand und fuhr fort: „Beatrice, mein Gefühl ist heilig und rein! Kein Zug der Falschheit, kein Flecken der Eitelkeit nistet in

dem Herzen, welches die zarteste Verehrung für Sie empfindet."

Beatrice war plötzlich umgewandelt; sie legte den Arm um seine Schulter und senkte das Haupt an seine Brust; er küßte eine Thräne von ihrem schönen Auge.

Die Hoffnung der Wiederkehr, die Wünsche und Pläne der Zukunft gaben bald der Unterhaltung ein freundlicheres Colorit. Unter glücklichen Träumen eilten die Stunden dahin. Endlich mußte Adhemar scheiden. Da brach noch einmal der gewaltige Schmerz aus Beatricens Herz. Sie warf sich an seine Brust, sie hielt ihn fest umschlungen und die Thränen flossen.

In der Heftigkeit des wahren Gefühls liegt eine wunderbare Kraft der Mittheilbarkeit. Darum erbittert der Zornige auch den kalten Gegner; darum entflammt der Held die gleichgiltige Menge; darum ist das Auge mit der Liebe Sprache so unwiderstehlich und berauscht mit Wonne, oder hüllt die Seele in tiefen Schmerz. — Adhemar wurde mit jedem Moment das Herz weicher und schwerer; ihm war, als ob er von dem eigenen Leben scheiden sollte. Endlich ermannte er sich.

„Beatrice" — sagte er — „warum soll der Schmerz allein in dieser heiligen Minute über uns walten? — Laut rede zugleich in unserer Brust das Gefühl, wie

über jede Trennung hinaus der Bund unserer Seelen ewig fest geschlossen ist!"

„O, lassen Sie mich weinen! Es sind die ersten Thränen, welche ich der Liebe weihe."

„Uns winkt ein glücklich Wiedersehen! — Lebe wohl, Beatrice, meine Geliebte!" — Adhemar hatte sie auf einen Sessel niedergleiten lassen; noch einmal küßte er die reine Stirn, und ging der Thür zu.

„Adhemar" — rief Beatrice und hielt ihn wieder umschlungen — „dunkle Bilder des Schreckens steigen in meiner Seele auf. Gewalt und Tücke umspinnen uns, vernichten das heilige Glück unserer Liebe! O, so laß mich noch einmal in Dein liebes Auge schauen, noch einmal in die theuren Züge, daß ich Dein Bild mir tief einpräge, daß ich es ewig in der Seele trage!"

„Meine Beatrice, warum unsere Seelen mit Angst und Besorgniß füllen? Nach wenigen Wochen sind wir wieder vereinigt."

Die Gräfin hatte Adhemarn noch einmal zärtlich umfaßt, dann, vom Schmerz überwältigt, sank sie mit gefalteten Händen auf das Knie. Adhemar hatte sich rasch entfernt.

Nicht lange, so pochte es leise an der Thür und der Pater Giuseppe trat ein. Die Gräfin hatte sein Kommen nicht bemerkt. Jetzt stand er dicht vor ihr, heftete

seinen großen Blick auf sie und begann mit milder, wohltönender Stimme: „Sie beten für das Heil seiner Seele! Er war heute lange bei Ihnen: was haben wir gewonnen?"

Die Gräfin schreckte auf, faßte sich aber bald und erwiderte: „Nichts, mein Vater. — Er ist zu edel, als daß er je eine Unredlichkeit gegen sein Vaterland begehen könnte."

„Kein Dienst für unsere heilige Mutter, die Kirche, ist eine Unredlichkeit! — Das wird er von Ihnen lernen."

„Nichts wird er von mir lernen, als" — sie hielt plötzlich inne und senkte den Blick.

„Als daß Sie einen Ketzer lieben können!" — sagte der Pater mit Strenge. Dann fuhr er im milderen Ton fort: „Sie waren stets eine gehorsame Tochter der Kirche. Dafür haben Sie ihre mütterliche Liebe erfahren. All Ihr zeitliches Glück empfingen Sie aus ihren Händen und das höhere noch, das ewige dürfen Sie von ihr hoffen. Sein Sie nicht undankbar: der Mund, welcher die Macht hat zu segnen, kann auch fluchen."

„Mein ehrwürdiger Vater, ich bin jetzt nicht in der Stimmung, auf Ihre Worte achtsam den Sinn zu lenken."

„Die Wahrheit sollte man zu jeder Stunde hören können.“

Giuseppe verließ die Gräfin, welche, von den mächtigsten Gefühlen bestürmt, noch lange sinnend zurückblieb.

Adhemar reiste mit der größten Eil. Liebe trieb ihn vorwärts, weil Sehnsucht ihn zurückzog. So kalt, so klar besonnen er schien, war Adhemar doch des tiefsten und glühendsten Gefühls fähig. Wol hatte er sich einst in dem Schmerz einer unglücklichen Liebe und in der Bitterkeit über Unwürdiges dem Leben feindselig gegenübergestellt; doch hatte sein Verstand nie die Heiligthümer der Menschheit mit frecher Verachtung angegriffen. Die Thorheiten, die Verkehrtheiten, die Schlechtigkeiten nur warf er von seinem Geiste in den Staub; er hätte sie gern zertreten.

Wol knüpft sich an die wahre Liebe das vollste Vertrauen; doch nur der schwache Mann wird sein Vertrauen mit dem seines Amts und seiner Pflicht verwechseln. Adhemar hatte der Geliebten nicht einmal die Richtung seines Weges verrathen. Sie sollte ein Geheimniß bleiben, bis ihr Zweck erreicht war. Er versagte es sich selbst, an die Geliebte zu schreiben; und doch

hätte er darin eine große Beruhigung gefunden. — Das Wesen des Menschen fordert für jeden geistigen Zusammenhang eine äußere Form; und die Momente, in denen wir unserem Denken und Empfinden die äußere Gestaltung verleihen, sind die geistigsten; wir erfassen sie, und sie wiederum uns am Durchdringendsten. Dann reden sie auch außer uns und bewegen die Gemüther der Menschen. Ein Briefwechsel erhält die Gefühle der Getrennten allein in gesunder Lebendigkeit: der Schreiber steht auf dem Kulminationspunkt, um zu dem absteigenden Knoten fortzurücken; der Empfänger tritt in den aufsteigenden Knoten. So wird das geregelte Auf- und Absteigen unserer Empfindungen bedingt, an welches sich ihre Dauer knüpft.

In der Hauptstadt machte Adhemar seine ersten Besuche einigen Sekretären, dann kamen die Räthe, und als er bei Sr. Excellenz um die Audienz bat, war seine Sache schon entschieden, sein Zweck schon erreicht. Der Minister war jetzt mit allen Punkten des Vertrages ganz einverstanden; er belobte die Thätigkeit, Umsicht und Geschicklichkeit, welche Adhemar bewiesen, und gab ihm zugleich auf, weitere Befehle hier zu erwarten. Adhemar hatte gehofft, nach dieser Audienz sich sogleich in die Postchaise werfen, dem Ort seiner Sehnsucht, den Armen der Geliebten zueilen zu dürfen. Er hätte

nicht mißmuthiger sein können, wenn der Minister keine Silbe seines Handelsvertrages genehmigt hätte. In einem Briefe voll Liebe, Sehnsucht, Schmerz klagte er der Geliebten das bittere Geschick. Auch in Beatricens Antwort war die Klage der Grundton; aber so innig und zart war sie verschmolzen mit den Empfindungen ihrer Liebe, daß Adhemar sich auf's Wohlthätigste dadurch berührt fühlte.

Diesem waren indessen viele Tage langsam hingeflossen, und vergebens hatte er sich bemüht, den Grund seines Zurückhaltens zu erfahren: er mußte harren. — Das gab ihm die Veranlassung, seine alten Freunde aufzusuchen. Karl Pieker, Adhemarn der wertheste, war Assessor geworden. Er bewahrte noch dieselbe Liebe für sein Fach, war noch immer eifrig für seine weitere Ausbildung bemüht, und seine Arbeit war ihm zugleich Vergnügen. Doch hatte er jetzt auch über Manches zu klagen. „Unser Rechtssystem" — sagte er — „ist gewiß gut, doch kann es nicht hindern, daß noch Dinge vorkommen, die ihrer Barbarei nach dem 15ten Jahrhundert angehören könnten. Der Nepotismus herrscht, die Gunst greift überall durch: sie verfügt über das Loos der Beamten; sie hemmt nicht selten den Gang der Gerechtigkeit selber. Das ist um so übler, als sich in jeder Handlung der

Justiz der Geist der Gerechtigkeit offenbaren sollte. Wahrlich, der Sinn für Vaterland, für Gemeinwohl und jede edle Bürgertugend würde im Volke nicht ersterben, wenn nicht von oben herab die Gerechtigkeit oft so schmählich verletzt würde! Freilich geht das meistens aus verzeihlichen, menschlichen Schwächen hervor; aber ein Justiz-Ministerium sollte Niemand annehmen, der sich nicht neben der größten geistigen Stärke und Klarheit zugleich eines seltenen Charakters bewußt wäre: ohne Leidenschaftlichkeit, ohne Menschenfurcht, auch ohne Menschenliebe und mit der Kraft, seiner hohen Stellung jede menschliche Rücksicht zu opfern. Die Gerechtigkeit ist in unseren Tagen das heiligste Palladium der Völker, die nicht mehr durch die dunkle Macht religiöser Vorstellungen geleitet werden können."

„Sehe ich auch Dich, Karl, in Zwiespalt mit den Verhältnissen? Ehemals wußtest Du Dich mit allen Unebenheiten leicht auszugleichen."

„Ich bin auch jetzt weit entfernt, mich über die Verkehrtheiten zu erbittern, oder mich durch sie von der Ausübung des Rechten abschrecken zu lassen. Das vertheidige ich, so lange ich es vermag, mit jeder Kraft. Muß ich der Gewalt weichen oder dem Unverstande: sie mögen ihre Thaten verantworten! Meiner harrt neue Arbeit."

„Jetzt harrt unserer der Ball meines Oheims. Kleide dich an und begleite mich gleich!"

Karl folgte Adhemars Aufforderung, während dieser sagte: „Unsere Unterhaltung erinnert mich an die weltreformatorischen Pläne, welche früher meinen Kopf durchzogen: jetzt bin ich nicht einmal im Stande einen guten, lieben Mann, meinen Oheim, davon abzubringen, daß er mir zu Ehren einen Ball geben müsse. Die heroischen Träume der Jugend!"

Adhemar war keineswegs über sie hinaus. Die Liebe ist selbstsüchtig, wie jede andere Leidenschaft; sie verschlingt vollends alle anderen Interessen, wenn Widerwärtigkeiten sie necken. So erschien Adhemar jetzt gleichgültig selbst gegen die Beziehungen, welche ihm sonst die theuersten gewesen.

Die Ballgesellschaft im Hause des Oheims war zahlreich und glänzend. Notabilitäten jeder Art wurden repräsentirt; selbst Herzog Rudolph beehrte das Fest des reichen Banquiers durch seine Gegenwart. Adhemar mußte sich ihm vorstellen lassen. Der Herzog war sehr gnädig; er erinnerte sich sogar, daß Adhemar den wesentlichsten Antheil an einem jüngst mit dem Nachbarstaate abgeschlossenen Handelstraktat habe; er schenkte diesem seine volle Billigung.

Adhemar erwiderte, daß er hoffe, die Zukunft werde des Herrn von Nordwell Intentionen rechtfertigen; denn diesem gebühre allein die Ehre des Werks.

„Ich schätze" — sagte der Herzog — „den Mann der dem Verdienst die Bescheidenschaft zugesellt."

So war die Vorstellung beendet.

Adhemar hatte bisher eine Art Abneigung gegen den Herzog empfunden. Dieser — hieß es — huldige leidenschaftlich der weiblichen Schönheit. Auch dem Spiel war er ergeben, wie wenigstens Charmier behauptete. Adhemarn söhnte es nicht aus, daß der Herzog sich durch einen hohen Muth als Soldat und General hervorgethan hatte, daß ihn eine, bei den Prinzen seines Hauses seltene Bildung schmückte, daß man seine Leuteseligkeit rühmte. Er hatte bisher den Herzog eben so wenig persönlich gekannt, wie ein anderes Mitglied der fürstlichen Familie. „Ehe ich mich" — sagte er — „darum mühe, Jemand zu sehen, muß er merkwürdig geworden sein; ich muß in seiner Erscheinung den Charakter hoher That wiederfinden wollen. Bis dahin sind auch Kaiser und Könige mir nichts Anderes als die gewöhnlichen Menschen, deren ich ohne Mühe zu Tausenden sehe."

Doch hatte die Persönlichkeit des Herzogs einen sehr angenehmen Eindruck auf Adhemar gemacht. Ein

hoher männlicher Wuchs zeichnete ihn aus; zwar hatte er schon die Jahre des kräftigsten Mannesalters überschritten, doch trug er sich fest und sicher; in den edlen Formen des Gesichts noch keine Spur von Erschlaffung, und in den Augen und auf der Stirn wohnten eine Offenheit und Freundlichkeit, welche die Herzen unwiderstehlich bezwang.

Als Adhemar vom Herzoge entlassen war, traf sein Blick auf Albinen. Sie war mit Edwin Elm im Gespräch begriffen. Es wurde von dem milden Edwin sehr angelegentlich geführt, während sein Blick mit sprechender Zärtlichkeit auf Albinen ruhte. Die äußere Erscheinung der jungen Dame hatte noch gewonnen: alle Formen waren reicher, gerundeter; die eben erblühte Jungfrau hatte sich zur üppigen Schönheit entfaltet; aber auch das sonst offene, schalkhafte Auge schwamm im sinnlichen Reize. Adhemar wollte zu ihr herantreten, da ertönte im Nebenzimmer eine liebe, süße Stimme. Alles, was das Herz des Jünglings so herrlich und heilig durchbebt hatte, erwachte zu neuem Leben; alle Blumen und Blüthen des Frühlings sproßten wieder; längst verklungene Lieder tönten in der Brust: die Stimme der Geliebten der Jugend hatte sie geweckt. Er stand einen Augenblick tief athmend: es mußte sich von der Brust abwälzen die schwere Last der Vergangenheit, bis das

Herz frei aufwogte, bis das Glück der Jugend und ihre schönen Phantasieen wieder einzogen in die jauchzende Seele. Er eilte aus dem Saal; er drängte sich durch die Schaar der Begrüßenden; er stand vor der Geliebten.

„Helene!"

„Adhemar!" — so tönte es. Er hielt die Geliebte der Jugend in seinem Arme: die Jahre des Kampfes, der Entsagung, die Stunden einer neuen Liebe waren verwischt aus seinem Innern! — Da trat Helene zurück, sie ergriff die Hand eines neben ihr stehenden Mannes und sagte: „Hier mein Delkamp! Adhemar."

Da fiel der rasche Bau geträumten Glückes zusammen vor der strengen Wirklichkeit. Ein leichtes Wort hatte die luftigen Fäden zerschnitten, an denen in diesem Moment Adhemars Seelen-Leben hing: es war in ein Nichts aufgelöst! Alle Schöpfungen, welche je seines Geistes, seiner Brust Eigenthum gewesen, sie waren hinweggeschwunden. Eine schreckliche Leere! —

Die erste Liebe ist eine furchtbare Macht: sie ist das vulkanische Feuer, gegen dessen gewaltsame Ausbrüche wir erst völlig gesichert sind, wenn sich alle Kräfte der fühlenden Brust aufgezehrt haben.

Adhemar hatte am Nachmittage einen Brief an Beatricen begonnen. Mit welcher Empfindung las er jetzt, was er vor wenigen Stunden so glühend niederge-

schrieben! Er wollte den Brief vollenden; aber nur Worte, nicht von der Empfindung belebte Gedanken flossen auf das Papier. Die Gräfin, ihr Bild, ihr Wesen schien aus seinem Gedächtniß plötzlich verlöscht. Und wer schrieb je einen Brief voll echter Empfindung, voll echten Gefühls, wenn nicht das Bild des Angeredeten vor ihm stand, wenn er nicht glaubte, das lebende Wort an den Gegenwärtigen zu richten? — Kein Mensch kann beten, der nicht ein Bild seiner Gottheit lebendig im Busen trägt!

Adhemar vollendete seinen Brief nicht. Die Gedanken, die Empfindungen hatten sich verwirrt: er hatte Helenen angeredet; ihr sagte er, was einst seine Seele mit heiligem Glücke füllte. Und sie stand wieder vor ihm, wie einst, die zarte Gestalt mit dem lieblichen Köpfchen, wie man Engel malt; sie schaute ihn an mit so innigem Wohlwollen, und ihr Auge war der leichte Schleier einer reichen, schönen Seele.

So sah Adhemar jetzt Helenen täglich. Welch Glück und welche Qual! Wie bittere Empfindungen zerrissen seine Brust, wenn Delkamp Helenen mit voller Innigkeit umfaßte, wenn sie dem Gemal so zärtlich in's Auge blickte! Adhemar riß dann den kleinen Sohn Helenens zu sich empor und verbarg hinter den Liebkosungen an das Kind die stockende Stimme und die zitternde Lippe. Sein Zustand war auf die Dauer

nicht zu ertragen: er mußte hinweg! Täglich ging er auf das Ministerium, immer ungeduldiger fragte er, ob die Befehle für ihn noch nicht eingegangen? — Endlich wurde er zum Minister beschieden! — Die Excellenz eröffnete ihm, daß der Herzog Rudolph eine Besuchsreise an einen fremden Hof machen werde; diese wolle man zugleich zur Abschließung gewisser diplomatischer Verhältnisse benutzen; Adhemar solle den Herzog unter dem Namen eines Sekretairs des Hofstaats begleiten und vollenden, was der Herzog einleiten werde. — Adhemarn war Alles recht, wenn er nur aus der Stadt kam. Er eilte vom Minister sogleich zum Herzoge, um sich zu dessen Befehlen zu stellen.

„Ich habe Sie" — sagte der Herzog — „zu meinem Begleiter auf dieser Reise gewünscht. Ich bin kein Diplomat: Sie werden das Beste für die Zwecke Ihres Chefs thun müssen."

Adhemar dankte dem Herzoge, durch dessen gnädiges Wohlwollen zu einer verdienstlichen Mission berufen zu sein.

Die Abreise bestimmte der Prinz auf den dritten Tag.

Die Anordnungen zu dieser größeren Reise, die Abschiedsbesuche und besonders die Spannung auf die neuen Verhältnisse, in denen er thätig sein sollte, zogen

Adhemarn ab von jenem Kreise der Gedanken und Empfindungen, die ihn aufzureiben drohten. Deshalb konnte er auch an Beatricen einen Brief schreiben, voll des innigsten Gefühls und mit dem Ausdruck wahren Schmerzes, daß ihrer Wiedervereinigung ein Gebot des Dienstes entgegentrete. Er empfand in Wahrheit nur den Schmerz der Trennung von Helenen; aber er trug ihn, sich selbst dessen unbewußt, auf die Gräfin über. So geschieht es wol mit den Empfindungen, die uns entweder nicht deutlich zum Bewußtsein kommen, oder die unsere Seele so ergreifen, daß wir betäubt ihnen gegenüberstehen. —

Am Abende vor seiner Abreise machte Adhemar noch einen Besuch bei Albinen und ihrer Mutter. Er traf seinen Freund Edwin hier. Die Unterhaltung wollte heute nicht recht gelingen. Albine hatte gegen Adhemarn fröhlichen Uebermuth, oder vielmehr eine unschuldige Medisance gezeigt; heute war sie launisch. Die Freunde verließen gemeinschaftlich das Haus der Frau von Bahrenfels.

Edwin liebte und glaubte sich geliebt. Er sprach gegen Adhemarn das volle Glück der Seele, seine freudigen Hoffnungen aus. „Siehe da!“ — unterbrach er sich plötzlich — „die Gestalt meiner Albine, auch ihr Gang, leicht, anmuthig.“

„Die Aehnlichkeit in der ganzen Haltung ist vollkommen“ — erwiderte Adhemar.

Sie blieben der Dame, von welcher sie so sprachen fast auf dem Fuße, und sie waren ihr ganz nahe, als dieselbe an der Thür eines Hauses schellte. In demselben Augenblick trat von der anderen Seite ein Mann heran. Seinen Mantel zurückschlagend, der das Gesicht verhüllt hatte, sagte er: „Wie schön, wenn der Zeiger der Liebe so zur Sekunde übereinstimmt!“ Die Thür öffnete sich und Beide traten ein. Adhemar hatte Beide erkannt. Er sah auf Edwin. Der war todtenbleich, in furchtbarer Aufregung zitterte er am ganzen Körper. Rasch und schweigend führte ihn Adhemar von der unseligen Stelle.

In seinem Zimmer saß Edwin und starrte zu Boden; kein Wort kam über seine Lippen. Adhemar mußte das unheimliche Schweigen brechen.

„Edwin“ — sagte er — „Sie scheinen betrogen, und doch“ —

„Verschwenden Sie keine Worte, an deren Wahrheit Sie selbst nicht glauben! Wissen Sie, was für ein Haus es war, in welches wir Albinen mit dem Herzog Rudolph eintreten sahen?“

Adhemar verneinte.

„Es dient den schändlichen Lüsten der Vornehmen. Ein teuflisches Weib hält das Haus. Sie ist die Zuflucht verbuhlter Weiber und niederträchtiger Lüstlinge. Sie kennt alle Schwächen ihres so schwachen Geschlechts; sie reizt und lockt die erwachte Begierde, und die Unschuld ist von ihr umgarnt, ehe sie es noch ahnt. In ihrem Hause werden die Gatten um die Treue des Weibes, die Eltern um die Unschuld des Kindes betrogen!“

„Abscheulich! — Und Sie wissen das und machten der Behörde davon keine Anzeige?“

„Anzeige! — Jeder Mensch in der Stadt weiß, was ich Ihnen sage. Aber das höllische Institut ist durch seine Organisation und durch hohe Protektionen gegen Verfolgung geschützt.“

„Also dahin ist es gekommen? — So werden die stärksten Säulen untergraben, auf denen das Glück des Volkes ruht? — Die eifrigsten Arbeiter sind Jene, denen die meiste Sorge um die sittliche Tüchtigkeit des Volkes obliegen sollte! Und doch klagen diese gehobelten Menschen über die Brutalität, über die Verworfenheit und den Leichtsinn der großen Masse. Wahrlich, diese Schmähungen könnten sie gerechter gegen sich selbst richten, wenn sie ihr eigenstes Wesen einmal beschauten, wenn sie sich nicht durch den elenden Auftrag äußerer Politur

selbst betrögen, wie sie Andere dadurch zu betrügen meinen!"

Edwin hatte, wie die Meisten, jenes Haus immer nur als eine Curiosität der Hauptstadt betrachtet. Jetzt füllte ihn der Gedanke an dasselbe wol mit Bitterkeit, aber er war zugleich am Wenigsten fähig, sich zu einem allgemeineren Urtheil zu erheben.

Dadurch fehlen die Menschen am Meisten gegen sich, daß sie zu viel an sich selbst denken. — Dort steht die Welt und die Menschheit: gieb ihnen, was Du hast — Deinen Geist, Dein Herz — und Du empfängst zurück ihren unerschöpflichen Reichthum! — Hier stehst Du: benutze Deine Kräfte nur für Dich, geize mit ihnen, und sie dienen Dir doch nur, karge Almosen der Welt abzubetteln! —

Adhemar schaute mit der innigsten Theilnahme auf Edwin: er kannte ja den heißen Schmerz einer unglücklichen Leidenschaft. Doch ihn hatte das Geschick unendlich milder behandelt, als den Freund: ihm war es erspart worden, in die brennenden Wunden des Herzens noch die ätzende Säure der Verachtung gegen die Geliebte zu tröpfeln. Es ist schon ein herbes Bewußtsein, irgend welch' edles Gut verschwendet zu haben; aber unser heiligstes Gefühl unwürdig verschleudert zu sehen:

das reißt das Herz aus unserer Brust und preßt das rothe Blut in Tropfen aus! —

Adhemar sprach zu dem Freunde manches treue Wort; die schwere Wunde konnte er doch nicht heilen. Er ließ einen Unglücklichen zurück. Unglücklicher aber noch däuchte ihm Albine. Er überschaute ihre Lage: der Vater war tief verschuldet gestorben; weder Mutter noch Tochter besaßen Kraft genug, den gewohnten Lebenskreisen zu entsagen; Eitelkeit, Leichtsinn, Genußsucht ließen mit der Ehre der Tochter den äußeren Glanz schändlich erkaufen.

Vierzehntes Kapitel.

Am frühen Morgen hatte sich Adhemar in dem Palais des Herzogs eingefunden. Gern hätte er es vermieden, dem Manne zu begegnen, gegen welchen er so bitter angeregt war. Das mußte auf seinem Gesicht zu lesen sein. Auch auf des Herzogs Stirn erblickte man heute nicht die gewohnte Freundlichkeit. Ernst, fast schmerzlich war der Ausdruck seiner Züge, und wie im heftigen Kampfe schritt er im Zimmer auf und nieder. Endlich stand er vor Adhemar still: er schaute

ihn ernst an; sein Blick schien sich wieder zu erheitern. Theilnehmend erkundigte er sich, ob Adhemar auch üble Folgen von einer so weiten und anstrengenden Reise zu fürchten habe — und dann, ob er nicht die möglichen Mittel der Bequemlichkeit vergessen?

„Ich bin daran gewöhnt" — erwiderte Adhemar — „mich bei dem Nothwendigsten schon bequem zu fühlen."

„Das ist kaum ein Gewinn: viel Bedürfnisse haben und viele befriedigen können, macht unser Leben reich."

„Ich bin nicht aus dem Stalle Epikurs."

„Das ist man auch selten in der Jugend."

„Doch haben wir da die lebendigste Aufforderung in den reicheren Kräften."

„Es ist eine der Capricen des Menschen der Quelle am Wenigsten zu genießen, die ihm gerade am Lebendigsten sprudelt."

Die Wagen standen bereit. Adhemar fuhr mit dem Arzt und dem zweiten Adjutanten des Herzogs.

Der Adjutant, Graf Throneck, war schön, jung, reich und nicht ohne den Stolz der Ahnen; aber er war auch fröhlich, von Jugendmuth getragen und ohne Arg. Der Leibarzt, Doktor Orwin, war ein Universitätsfreund Adhemars. Sie hatten einander seit jener fröhlichen Zeit nicht wiedergesehen. Adhemar war jetzt erstaunt,

den einst wilden, übermüthigen Jüngling als den Mann von gewandter Haltung, von sicherem, gerundetem Wesen wiederzufinden.

Die Reise wurde in unfreundlicher Jahreszeit angetreten. Die Felder waren kahl nnd trüb. Die glänzende Schneedecke war eben erst weniger an dem Strahl der Sonne, als an den feuchten Westwinden hingeschmolzen; nur in den tieferen Stellen leuchteten noch unter dem weißen Panier schwache Kämpfer des Winters, die Trümmer eines feldflüchtigen Heeres. Zitternd und wie um das grüne Kleid bittend, streckten die Bäume ihre nackten Arme traurig in die Höhe. Die Luft mit ihren feuchten Nebeln senkte Melancholie auf die Stirnen der Menschen. Da schließt der Reisende gern die Fenster des Wagens und hüllt sich tiefer in den wärmenden Mantel.

„Ich wünschte" — sagte Graf Throneck, sich unbehaglich rüttelnd — „wir wären am Ziel unserer Reise, hätten erst einige Abendgesellschaften hinter uns und einige reizende Eroberungen."

„Halten Sie sich nur tapfer, Graf" — sagte Orwin — „Sie repräsentiren unsere Eroberungskunst!"

„Sie werden die kranken Herzen heilen! Und was thut unser Herr Diplomat?"

Der schließt die treuen, festen Bündnisse für ewig."

„Hätte ich doch kaum gedacht, daß wir eine so furchtbare Macht bilden. Da mögen die Damen ihrer wol wahren!" — sagte Adhemar.

So war der Ton traulicher Unterhaltung zwischen unsern Reisenden angegeben. Bei dem Mittags- und Abendtisch kamen noch der Herzog und sein erster Adjutant zu ihnen. Dieser war der Obrist Behm. In seiner hohen, festen Gestalt und in den markigen Zügen verkündeten sich die ausgezeichneten militärischen Eigenschaften, durch welche allein er von der niedern Geburt emporgestiegen. Er war des Herzogs Lehrer in den Militärwissenschaften gewesen und seit dem Kriege dessen Adjutant. Der Herzog begegnete ihm mit der größten Achtung. Der Obrist sprach wenig, und nur über militärische Beziehungen. Auch sonst war die Unterhaltung der Reisenden meistens ernsterer Art. Der Herzog zeigte sich vielseitig gebildet. Im vorzüglichen Grade besaß er die Kunst, den Gegenständen besonderer Verhältnisse einen allgemeineren Charakter abzugewinnen. Deshalb war in seiner Gesellschaft die Unterhaltung stets belebt. Adhemar hatte den Herzog verachtet, er hatte ihn selbst gehaßt, jeder Tag aber söhnte ihn mehr mit demselben aus.

Der Herzog war von Natur mit den reichsten Kräften ausgestattet, und sie waren trefflich entwickelt wor-

den. Er hatte sich nach der Sitte seines Hauses dem Kriegsdienste widmen müssen, und in den Jahren der Freiheitskämpfe hatten ihn Tapferkeit und militärisches Talent ausgezeichnet; aber die Exercitien, Paraden und Manöver des Friedens waren seinem feurigen Geiste verhaßt. Von den Gebieten anderer Thätigkeit schloß ihn sein Stand aus. Den herrlichen Kräften fehlte das würdige Ziel: was Wunder, wenn sie unwürdig verschwendet worden wären! — So beurtheilte Adhemar den Herzog, die Stellung des Mannes zum Leben schien ihm mehr unselig als er selbst hassenswerth.

Die Reisenden hatten ihr Ziel erreicht. Der Herzog war von dem Hofe ehrenvoll empfangen worden, und eine ununterbrochene Kette von Vergnügungen schien ihn zu fesseln. Bald indessen bezeichnete er Adhemarn die Staatsmänner, welche bereit wären, seinen Besuch zu empfangen. Adhemar hatte eine größere Zahl von Männern, Jeden einzeln, zu bearbeiten und seinem Interesse geneigt zu machen. Die gewinnende Freundlichkeit und die Klugheit des Herzogs hatte ihm die Wege gebahnt; doch hatte jeder dieser Männer besondere Rücksichten, forderte persönliche Vortheile, die den Unterhändler oft in's Gedränge brachten. Der Geheime Staatsrath Robert sagte: „Ich bin überzeugt, daß durch erweiterte Handelsfreiheit die beiderseitigen

Staaten gewinnen. Aber meine Wirksamkeit ist beschränkt; ich muß andere Stimmen für mich gewinnen. Es ist nicht ohne bedeutende Geldopfer möglich."

„Ich bin ermächtigt" — antwortete Adhemar — „zehntausend Thaler zu Ihrer Verfügung zu stellen; wenn ich sichere Garantieen für die Maaßregel gewinne."

„Dem Verlangen Ihrer Regierung stehen viele und einflußreiche Feinde entgegen. Ich setze mich aus, ich werde wenigstens in meiner Carriere zurückgehalten."

„Mein Kabinet wird keine Enschädigung verweigern, welche die Billigkeit heischt."

„Zwanzigtausend Thaler würden die Nachtheile, denen ich mich preisgebe, kaum aufwiegen."

„Der Staatsrath Rudamof wird zugänglicher sein für die Anerbietungen meiner Regierung!"

„Rudamof! — Haben Sie mit ihm unterhandelt?"

„Noch nicht; aber ich weiß, daß er den Vortheil seines Vaterlandes in dieser Sache begreift."

„Sie irren! Der gerade äußerte sich stets am Bestimmtesten gegen Ihre Wünsche."

„So hat er seine Ansicht jetzt geändert. Indessen, da wir einmal mit Ihnen, Herr Staatsrath, die Verhandlungen angeknüpft haben, so breche ich sie ungern ab. Außer den zehntausend Thalern, deren Verwendung Ihnen überlassen bleibt, würde sich mein Souverain zu

der ehrenvollsten Anerkennung Ihrer Verdienste bewogen fühlen."

Damit Rudamof nicht den Vortheil gewänne, nahm Robert ihn. — Auf eine ähnliche Weise, durch Geld, Orden und Versprechungen wurden die gewichtigsten Stimmen erkauft. Adhemar entwickelte bei dieser Gelegenheit eben so viel Gewandtheit, als Menschenkenntniß. Stets behielt er die höheren Verhältnisse im Auge, doch jeden Zug persönlicher Neigungen und Leidenschaften wußte er mit jenen in Beziehung zu setzen.

Der Herzog ließ sich über den Erfolg jedes Schrittes genau unterrichten. Er wirkte dort, wo Adhemar Nichts ausrichten konnte, durch sein höheres Ansehen und seine tieferen Kenntnisse der Menschen und Verhältnisse. Als das Ziel endlich erreicht war, sagte er zu Adhemarn: „Sie haben unserem Vaterlande einen wesentlichen Dienst geleistet; aber Glück mag ich Ihnen dazu nicht wünschen."

„Weil Euer Durchlaucht sich selbst damit zumeist gratuliren würden."

„Ich glaube von uns Beiden, daß man zu unserer Ehre das, was wir hier thaten, nicht den besten unserer Handlungen beizählen wird."

„Doch auch nicht den schlechtesten" — sagte Adhemar betroffen.

„Haben Sie nie bedacht, junger Freund, was wir hier eigentlich betrieben haben? — Durch Bestechungen und jedes Mittel, das die Menschen verlockt, haben wir Diener des Staats zum Betruge gegen das eigene Vaterland vermocht! — Ich erinnere Sie daran, weil es in dergleichen Dingen gut ist, sich das Bewußtsein von Dem zu bewahren, was sie eigentlich sind. So nur schwächen wir ihre Rückwirkung auf die Gesundheit der eigenen Gesinnung."

„Die Mittel, welche wir anwandten, rechtfertigen sich durch die Menschen, welche dadurch gewonnen wurden."

Der Doktor Orwin war bei den Worten Adhemars eingetreten.

„Welch spitzige Waffen" — sagte er — „die Menschen doch erfinden, um ihr zartes Gewissen zu schützen! Die einfachste und sicherste Waffe: ein Handeln nach den Gesetzen der wahren Sittlichkeit wirft Jeder weit von sich."

„Sie überall führen wollen" — erwiderte der Herzog — „würde uns oft in falsche Stellungen bringen."

„Freilich" — stimmte der Doktor bei — „ist unser ganzes sociales Leben der unnatürlichste Bau schlauer Convenienz. Der gesunde Menschensinn erschüttert ihn wol durch manchen gewaltigen Stoß; doch glänzendes

Flickwerk überkleidet immer neu die gefährlichen Risse. Die natürlichen, herrlichen Grundlagen menschlicher Verhältnisse, die so tief in jeder Brust begründet sind — sie werden nach und nach herausgeworfen; und wir sind nicht mehr Menschen, wir sind Marionetten unserer Zeit und unserer Verhältnisse. Was wahrhaft recht, was sittlich, was gut: davon wissen wir Nichts; was gesetzmäßig, was anständig, was angemessen: damit brüsten wir uns!"

„Du hast ja tiefe Lebens-Studien gemacht, Freund Orwin" — sagte Adhemar mit leichter Ironie.

„Ganz unrecht" — bemerkte der Herzog — „hat der Doktor wol nicht. Unser Leben ist in der That mit manchen Verkehrtheiten beladen; es ist nach vielen Seiten hin tief in den Sumpf des Vernunftwidrigen hineingetrieben."

„So tief" — rief Orwin — „daß man an der Rückkehr zum Besseren verzweifeln könnte, wenn man es der Mühe werth hielt."

„Das historisch fest Begründete" — wandte der Herzog ein — „läßt sich nicht plötzlich umstürzen. Bewahren wir uns nur das Bewußtsein von dem wahrhaft Vernünftigen und Sittlichen, so retten wir unsere Menschheit. Das ist genug!"

„Was" — fragte Orwin leichthin — „was berech-

tigt uns auch zu hohen Anforderungen an uns selbst und an das Leben? — Vernunft und Thorheit, Tugend und Laster — das destillirt, krystallisirt, oxydirt doch nur in diesem Organismus, den wir Mensch nennen, um früher oder später in den großen Topf der chemischen Prozesse geworfen zu werden, in welchem Eins wird, wie das Andere!"

„Ich hielt Sie immer" — sagte der Herzog — „für einen der modernen Kraftmenschen, denen jede Livree paßt."

„Ich wär' ein Thor, mir das Leben schwer zu machen! Der Nothwendigkeit, den Verhältnissen sich unterwerfen: das ist Weisheit. Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist — die Worte Christi wol verstanden und auf alle Verhältnisse, welche über uns herrschen, angewandt, könnten allein das Erlösungswerk in uns vollenden."

„Nun hören Sie" — rief der Herzog gegen Adhemarn gewendet — „hören Sie den Sünder! Spricht er nicht in Formen, wie sie der beste Christ nicht besser wählen könnte?"

„Wenigstens bin ich auch ein guter Christ, Durchlaucht! Schon daß ich meine Sündhaftigkeit anerkenne, macht mich dazu; aber ich stelle mich selbst in gleiche Reihe mit den Edelsten unseres Glaubens:

ich thue das Gute, wo es sich mit Bequemlichkeit thun läßt."

„Wer sich herausnimmt, über das minder Gute zu spotten, sollte die Kraft besitzen, das Gute durch That und Wort zu offenbaren" — sagte Adhemar.

„Ich will Nichts voraus haben vor Dir und allen verständigen Männern" — erwiderte Orwin lächelnd — „Und ernstlich gesprochen: ich würde den anderen Menschen ja ein Narr erscheinen, wenn ich wirklich gut und vernünftig sein wollte!"

„Orwin" — sagte der Herzog ernst — „treibt die Sache nur auf die Spitze, sonst spricht er wol wahr. Unser Leben ist von so vielen Netzen stolzer Thorheit, einfältigen Betrugs und kluger Laster umstellt, daß auch die hellste Vernunft, die kräftigste Tugend sich ihnen oft gefangen geben muß. Aber, wenn wir uns ihnen fügen, so dürfen wir uns nur nicht durch die schimmernden Verkehrtheiten täuschen lassen! Bewahren wir uns nur die klare Einsicht in ihr Wesen, das gesunde Bewußtsein über ihren Werth: das ist's, worauf ich immer dringe, woran sich die Ueberzeugung und die Hoffnung vernunftmäßigerer Zustände knüpft."

Adhemar war vom Herzoge eben auf sein Zimmer zurückgekehrt, als Graf Throneck zu ihm eintrat.

„Tangen" — sagte er — „Sie müssen mir einen

Gefallen thun: Sie müssen mir morgen sekundiren."

„Welchen glücklichen Nebenbuhler wollen Sie sich vom Halse schaffen?"

„Ich will nur einem Narren von Ehemann beweisen, daß mir seine Frau höchst gleichgültig ist."

„Sie werden ihn ohne Zweifel gründlich überführt haben, wenn Sie ihn todt schießen! — Und was wird unser Herzog dazu sagen, wenn wir so übel für die empfangene Gastfreundschaft danken?"

„Er wird sich erinnern, daß er auch dumme Streiche gemacht hat. Es bleibt also dabei, Sie sekundiren mir, morgen früh acht Uhr hole ich Sie ab; Orwin begleitet uns."

„Wer ist Ihr Gegner?"

„Der Graf Portanief. — Der fade Mensch ennüyirte mich längst durch die einfältige Eifersucht. Freilich mißfiel mir seine Frau nicht, aber was gilt mir das todte Bild gegen die lebenglühende Ramanino!"

„Die Gräfin Ramanino? — brünett, ein großes, dunkles Auge, dessen geheimer Zauber sich nicht malen, nicht beschreiben läßt —"

„Einen reizenden Mund und tausend andere Reize! Genug, das Weib ist schön! Ich glühe für sie; und doch konnt' ich es gestern nicht unterlassen, der Porta=

nief meine Verehrung zu beweisen. Der Herr Gemal stand hinter ihrem Stuhl; ich setzte mich neben sie. Sie trug an dem Marabout eine glänzende Agraffe. Ich ließ meinen Blick auf ihr haften, indem ich sagte: Ein köstlicher, herrlicher Edelstein; schöner sah ich noch keinen. Dann wandte ich das Auge auf den Grafen und fuhr fort: aber die Fassung ist geschmacklos, jedenfalls solches Steines unwürdig. Der Graf bemerkte: die Agraffe ist ein Brautgeschenk von mir. — Konnte ich denken — entgegnete ich und stand auf. Der Graf ließ mich fordern."

„Sie haben in der That eine kleine Lektion verdient."

„Glauben Sie denn, daß der elegante Dummkopf mich fordern ließ, weil er meine herrliche Sottise verstanden? — Gott bewahre! — Er schlägt sich der Agraffe wegen. Es ist eine Schande, daß solcher Mensch eine Frau für sich allein haben soll! Wär' nur nicht die Ramanino!"

Adhemar fühlte sich seltsam bewegt, seit er wußte, daß Beatrice ihm so nahe war. Die Brust war ihm mehr beengt, als freudig gehoben; und doch liebte er Beatricen. Die Eifersucht wäre sonst in ihm nicht erwacht, wenn er sich den Grafen Throneck als seinen Nebenbuhler dachte; der finstere Unmuth hätte seine Stirn

nicht umwölkt, wenn er dachte, daß die Geliebte schon längere Zeit hier sei, ohne ihm Kunde gegeben zu haben. Wenn er in diesem Augenblicke mit gleicher Hoffnung um Helenen und um Beatricen hätte werben dürfen: die Entscheidung wäre ihm unmöglich gewesen. Deshalb schlug sein Herz nicht laut und jubelnd bei der Nähe der Geliebten. Ein Gefühl muß das Zepter absoluter Monarchie in dem Busen führen, wenn darin der Segen des Friedens wohnen soll.

Adhemar war von einem Spaziergange, der seinen Unmuth hatte zerstreuen sollen, zurückgekehrt. Er fand ein Billet vor. Beatrice schrieb:

„Dem Gebot des Herzens widerstand ich nicht: „ich folgte dem Geliebten! Getrennt von Ihnen, „Adhemar, war das Dasein mir eine weite Oede, nur „gefüllt mit todten Nebelbildern. Von Ihrem Auge „trinke ich Leben, von Ihrem Munde empfange ich „das Maaß meines Glücks, und an Ihrer Brust ist „die Pforte meiner Seligkeit! Sehnsucht, Liebe „glühen, Sie heiß zu empfangen!" —

Er drückte die Zeilen an seine Lippen; er hielt die Geliebte in seinem Arm.

Erst vor wenigen Tagen war Beatrice hier angekommen. Sie hatte Adhemarn vergeblich in den Gesellschaften bei seinem Gesandten gesucht, und gestern

hatte sie ihn nicht in dem Salon des Ministers der Auswärtigen getroffen. Dort aber hatte sie erfahren, daß er im Gefolge des Herzogs sei.

Helene war ein Kind, ein lieblicher Engel, zu der die Seele des Jünglings in platonischer Opfer-Feier emporgeleuchtet; Beatrice war ein Weib, ein schönes Weib voll Geist und Anmuth, die den gekräftigten Geist des Mannes und seine erstarkten Sinne gleich mächtig fesselte. Und wie innig, wie tief hatte Beatrice den Schmerz der Trennung empfunden! Wie lebendig und schön schilderte sie ihr Gefühl! — Adhemar mußte sich solcher Liebe unwerth schelten. Um so reicher wallte jetzt seine Empfindung über. Spät am Abend verließ er die Geliebte. Die Hoffnungen einer schöneren Zukunft waren in der Brust neu entzündet.

Funfzehntes Kapitel.

Der Graf Portanief hatte sich mit seinem Duell-Personal zur Stunde auf dem Kampfplatze eingefunden. Sein Sekundant, ein alter Degen, hatte den Mantel abgeworfen und sich darauf hingestreckt. Mit vieler Behaglichkeit zog er die niedlichen, damascirten Pistolen

aus ihrem Etui, prüfte sie wiederholt sorgfältig und legte Kugeln und Pulver zurecht. Der Graf vorsichtig in den Mantel gehüllt, schritt auf und nieder, blickte bald mit dem Schein großen Verlangens nach dem Gegner aus, bald nahm er ein Pistol, setzte sich in eine muthige Stellung und schlug an, wie auf die Brust des Gegners.

„So recht" — sagte der alte Offizier — „Kein Zittern: und Sie werden nicht fehlen. Ruhe! nur Ruhe! Das ist bei einem Barrière-Schießen die Hauptsache. Wenn Sie Ihren Gegner nicht ganz sicher haben, warten Sie seinen Schuß ab: er muß Ihnen ja kommen!"

„Sein Sie unbesorgt, Hauptmann; ich bin so ruhig, daß ich kaum den Schlag meines Herzens fühle. Aber — er sah nach der Uhr — es ist schon ein Viertel. Der Herr Lieutenant scheint keine große Eile zu haben; und die Luft ist feucht: wir werden uns erkälten."

„Wir werden froh sein, wenn wir so leicht davon kommen" — entgegnete der Hauptmann, den des Grafen übermüthiges Vertrauen piquirte.

„Es ist unverantwortlich" — begann der Graf nach einer Pause wieder — „bei einer Ehrensache so auf sich warten zu lassen! Wenn es halb neun Uhr ist, habe ich meine Schuldigkeit gethan: ich erlaß dem Herrn Lieutenant jede Satisfaktion."

„Dem Duellgesetz“ — antwortete der Hauptmann — „haben Sie genügt, wenn Sie eine halbe Stunde auf den Gegner warteten; aber nie verließ noch ein Ehrenmann den Platz vor Ablauf einer ganzen Stunde. Da aber kommt auch, wenn ich nicht irre, unser Gegner.“

Wirklich schritt Throneck in Begleitung Orwins eilig daher. Portanief hatte sich bei des Sekundanten Bemerkung hastig umgewandt, und regungslos, als sei ihm ein Gespenst erschienen, starrte er den Gegner an. Dieser, inzwischen herangekommen, bat um Entschuldigung für das Verspäten. Er habe seinen Sekundanten vergeblich erwartet und gesucht, bis sein Begleiter, Doktor Orwin, sich bereit erklärt habe, ihm den Freundschaftsdienst zu leisten. Der Hauptmann erwiderte in des Grafen Namen und fand Thronecks Entschuldigung genügend. Man schritt sogleich zu dem Vorhaben. Der Hauptmann war in solchen Ehrensachen zu Hause, und Orwin hatte von der Universität aus das Herkömmliche wenigstens noch besser behalten, als manches chemische Präparat. So war die Katastrophe schnell vorbereitet. Die Kämpfer standen auf ihrem Platz. Als der Hauptmann dem Grafen das Pistol reichte, sagte er leise: „Sie zittern, Graf; fassen Sie sich zusammen: Sie stehen Ihrem Feinde gegenüber!“ — Dann trat er zurück und gab das Kommando. Portanief drückte

sogleich, in sichtbarer Beängstigung ab; er bewegte sich nicht vom Platze. Throneck, sich mit leichter Schadenfreude an dem Zustande des Gegners ergötzend, avancirte ruhig bis zur Barrière, und schoß dann in die Luft. Er verbeugte sich gegen den Grafen und dessen Begleiter und verließ den Platz. — Der Kapitän packte mürrisch den Schießapparat zusammen, warf seinen Mantel um und pfiff, voranschreitend, einen militärischen Trauermarsch. Schweigend folgten die Uebrigen, Portanief auf den Arm seines Arztes gestützt.

Throneck hatte Adhemar vergeblich erwartet. Dieser war am vorhergehenden Abend nicht in das Hotel zurückgekehrt. Throneck und Orwin waren Beide gleich unwillig, daß er sie im Stich gelassen; indessen ging den Tag über Jeder seinen Verpflichtungen und seinen Vergnügungen nach. Als aber am folgenden Morgen sich Adhemar noch nicht eingefunden hatte, waren Throneck und Orwin der gleichen Meinung, daß dessen Ausbleiben nur durch einen Unfall bedingt sein könne. Sie machten dem Herzoge die Anzeige.

„Ich theile Ihre Meinung" — sagte der Herzog — „Tangen ist zu ernst, zu verständig, als daß er uns aus Leichtsinn beunruhigen sollte. Wir müssen rasche Schritte thun!"

Er fuhr sogleich selbst zum Polizei-Präsidenten. Die

gemessensten Befehle wurden ertheilt, aber vergeblich keine Spur des Verschwundenen war zu entdecken.

Beatrice hatte den Geliebten am folgenden Abend zuversichtlich erwartet. Schon långst vor der bestimmten Zeit trat die Unruhe des Erwartens ein. Welche Erleichterung, als die ersehnte Stunde schlug! Aber der letzte Schlag war verhallt, und mit ihm schon die Unruhe neu erwacht. Es rauschte im Vorsaal: die Sehne der Erwartung war auf's Straffste gespannt; aber der Pfeil ersah nicht das Ziel! — Bald trat Beatrice an's Fenster und wåhnte den Geliebten durch das Dunkel der Nacht zu erspåhen, bald griff sie zu einem Buch, dann wieder nahm sie die Zuflucht zu einer Handarbeit; dann blickte sie gedankenvoll und ohne Gedanken auf den in der Erwartung so trågen Zeiger der Uhr. Minute folgte langsam der Minute, die Stunde der Stunde; das Herz wurde schwerer, immer schwerer: eiserne Gewichte hatte die Sehnsucht hinauf geworfen; sie wollten das arme Herz erdrůcken. Da brach die Thråne aus dem Auge und die Empfindung gewann Sprache. „Nein" — rief Beatrice — „er liebt nicht! Sonst wůrde er die Qual kennen, die ich leide, und er wůrde sie mir nicht bereiten! — Sein Dienst hindert ihn vielleicht zu kommen? — Dann konnte er schreiben! — Sollte er krank sein? — Dann konnt' er schicken! —

Nein, er hat keine Entschuldigung! — Er liebt mich nicht! — er hat mich nie geliebt!"

Erst der Schlaf der Nacht gab dem gequälten Gemüth die Ruhe.

Die Leidenschaftlichkeit geht mit uns in den Schlaf, und der neue Tag reizt sie nur allmählig auf. Deshalb ist unser Urtheil in den ersten Stunden des Morgens am Unbefangensten, am Mildesten. Auch Beatrice dachte sich jetzt die verschiedenen Möglichkeiten, welche Adhemarn gestern gehindert haben konnten, zu kommen, zu schreiben, zu schicken. Aber heute mußte er jedenfalls, er mußte bald von sich hören lassen!

Ein Tag des Harrens auf eine wichtige Entscheidung ist ein Tag der Folter, aber ein Tag vergeblichen Harrens auf den Geliebten ist ein Jahr des Fegefeuers. — Beatrice hatte sich tausendmal von dem Gedanken an den Geliebten losreißen wollen; sie hatte tausendmal den Entschluß gefaßt, ein Band zu vernichten, das ihr schon so viele Schmerzen gebracht, das sie so schmählich verletzt glaubte, und tausendmal hatte sie wiederum gehofft, daß jetzt der Geliebte kommen, daß er sich von jedem Vorwurf reinigen werde. — Wollen, Entschließen, Hoffen — Alles war vergeblich!

Am dritten Tage fühlte sich Beatrice abgespannt, ermattet, wie eine Kranke, und Tages darauf konnte sie

das Bette nicht verlassen. Der Arzt durchschaute bald daß eine heftige Gemüthsbewegung die Ursache des Leidens sei: hier mußte die Zeit heilen. Doch schien er, nur ein körperliches Leiden bekämpfen zu wollen, und er suchte, die Kranke selbst glauben zu machen, daß sie an solchem darniederliege. Zur Wiederherstellung war ein großer Schritt gethan, wenn es ihm gelang, ihre Gedanken auf die angebliche Krankheit zu lenken und so ab von dem Gegenstande ihrer Qual. Stets verweilte er längere Zeit bei der Patientin, und erzählte ihr, wenn sie auch theilnamlos blieb, Mancherlei, gewöhnlich die Neuigkeiten des Tages.

„Ein seltsames Ereigniß" — begann er heute — „bildet jetzt den Gegenstand allgemeiner Unterhaltung. Ein junger Mann aus dem Gefolge des fremden Herzogs ist plötzlich verschwunden. Der Herzog soll den Verlorenen sehr schätzen und sich tief betrüben. Gewiß ist es, daß er schon seit mehreren Tagen keine Gesellschaft besucht hat und sich allein damit beschäftigt, die Spur des Entschwundenen aufzusuchen. Nur seine Brieftasche hat man bis jetzt aufgefunden. Ihr Inhalt, so ist mir anvertraut worden, verrieth, daß unter dem Namen eines Sekretärs des Herzogs dieser Tangen ein geheimer Agent" —

„Tangen! Adhemar Tangen, was ist mit ihm?“ — rief die Gräfin.

„Ich erzählte so eben sein geheimnißvolles Verschwinden.“

„Ich hörte nicht; ich war in Gedanken; aber bitte, erzählen Sie noch einmal: mich interessirt.“ —

Der Arzt wiederholte seine Erzählung und fügte hinzu: „Die Notizen der Brieftasche sollen mehrere angesehene Beamten stark kompromittiren. Deßhalb glaubt man auch, das Verschwinden des Herrn Tangen sei eine politische Maßregel. Dann möchte er auch nicht wieder aufgefunden werden. Im tiefen Gefängniß kann er die Dienste büßen, welche er seinem Vaterlande leisten wollte.“

Die Gräfin hatte sich im Bette aufgerichtet und war mit der höchsten Spannung der Erzählung gefolgt; aber ihre Kräfte waren erschöpft: Mit dem Ausruf: „Heilige Jungfrau, im Gefängniß!“ — sank sie leblos in die Kissen zurück.

Der Arzt hatte sich der Aufmerksamkeit gefreut, welche die Patientin einem ihr, wie er glaubte, fremden Ereigniß widmete. Jetzt war er überrascht und erschreckt durch die Folgen, welche die nähere Theilnahme der Kranken bekundeten. Doch traf er überlegt die Anstalten, welche der Gräfin die Besinnung zurückgaben.

Sie richtete sogleich ihr Auge auf den Arzt, und in ängstlicher Spannung fragte sie: „Im Gefängniß? — im ewigen Gefängniß? —"

„Das ist nur eine Vermuthung; Graf Portanief warf sie als eine Möglichkeit hin" — erwiderte der Arzt beruhigend.

„Die Möglichkeit wird mir zur Gewißheit! — Aber ich werde den Unglücklichen aufsuchen, ich werde ihn finden; und hätten sie tausend Mauern um ihn gezogen!"

Beatrice war sehr schwach gewesen; jetzt näherte sie sich mit reissender Schnelligkeit ihrer Wiederherstellung. Der verzehrende Gedanke an des Geliebten Untreue war verbannt, und die Hoffnung, ihn zu retten, hauchte neues Leben durch die herabgestimmten Nerven. Nach wenigen Tagen schon konnte sie sich in einem Sessel hinaustragen lassen auf den Balkon, um eine Viertelstunde die milde Luft des eben genahten Frühlings zu athmen.

Zu dem Balkon führte eine zweite Thür von dem Speisezimmer aus, in welchem jetzt eben der Pater Giuseppe und der Ritter Cerloni zu Tische saßen. Durch die leicht verhangene Glasthür wurde die Unterhaltung der Herren zu dem Ohr der Gräfin getragen. Sie wurde aufmerksam, als sie wiederholt den Namen des Geliebten hörte.

„Das ist ein Gewaltstreich" — sagte der Geistliche — „welcher der heiligen Kirche gar nichts nützt; und Sie, Ritter, haben auch Nichts dabei gewonnen."

„Wie Beatrice in ihn verliebt ist" — entgegnete der Ritter — „hätte dieser Tangen sie zur Ketzerin gemacht, sie aber nicht ihn für den alleinseligmachenden Glauben gewonnen. Nie auch hätte er sich dazu bewegen lassen, unseren Zwecken durch Verrath an seinem Vaterlande zu dienen. So sehen Sie, ehrwürdiger Vater, daß ich allerdings im Interesse der Kirche handelte, und in meinem eigenen gewiß: ich bin eines begünstigten Nebenbuhlers los."

„Wir werden ihn bald genug wiedersehen! Mich wundert, daß Portanief nicht sogleich seine Freilassung befahl, als die Verwechslung Tangens mit dem Grafen Throneck ihm bekannt wurde."

„Ich war auf Alles gefaßt, auch auf die Wuth des feigen Portanief; aber ich hatte ihn in meiner Gewalt. Und ein Feiger ist zu Allem zu bestimmen, nur nicht dazu, muthig zu sein! — Sehr gescheut war es, daß ich dem Herren die Brieftasche abnahm. Ich ahnte von einem Geheimniß hinter der Maske des herzoglichen Privat-Sekretärs. Portanief hat Beide, Briefschaften und Sekretär, geschickt in die Hände der Regierung gespielt. Diese wird über die Verlegenheit, was sie mit

dem Herrn Tangen ferner beginnen soll, sich nie aus der Verlegenheit ziehen; und der junge Mann ist verschollen."

„Wol möglich! Aber der Kirche, unsrer heiligen Mutter ist wenig damit gedient, und Sie, Ritter, wird es auch dem Ziel nicht näher bringen."

„Nun, so giebt's doch einen halsstarrigen Ketzer weniger in der Welt!"

Beatrice hatte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zugehört: kein Wort war ihr entgangen. Sogleich knüpfte sie Plan auf Plan zu des Geliebten Befreiung an das entdeckte Geheimniß. Endlich blieb sie dabei stehen, sich zuvörderst mit dem Herzoge in Beziehung zu setzen. Bevor sie noch Schritte dafür hatte thun können, mußte sie hören, daß der Herzog schon abgereist sei. Er hatte Alles angewandt, die Spuren des Verlorenen aufzufinden; aber auch die sehr bedeutende Belohnung, welche er Demjenigen aussetzte, der über Leben oder Tod Adhemars Gewißheit schaffen würde, war nicht erworben worden. Der Herzog schien über den Verlust Adhemars weit tiefer betrübt, als nach der kurzen Zeit, welche der Verlorne in seiner näheren Umgebung gewesen war, erwartet werden durfte.

Beatrice mußte sich, nach des Herzogs Abreise, darauf beschränken, die Unterredung des Ritters und

des Geistlichen zu Haltpunkten ihrer weiteren Nachforschungen zu machen. Den Namen des Grafen Portanief hatte sie sehr wohl behalten. Die Erkundigungen über diesen führten zu dem Duell mit dem Grafen Throneck. Seine prahlerische und dann so feige Haltung waren allgemein bekannt geworden.

Intriguen durchschaut eine kluge Frau sehr scharf. Ist sie lebhaft bei ihnen betheiligt, so steigert sich ihr Scharfblick leicht zu einer Art Divination. Mag der Faden abreißen: sie füllt die Lücken mit ihrem eigenen Gewebe, und sie kommt so zu einem Ganzen. Beatrice glaubte bald, das Geschick des Geliebten erkannt zu haben. Muthig war sie entschlossen, für seine Befreiung Alles daran zu setzen. Sie wußte ein Zusammentreffen mit dem Grafen Portanief zu veranlassen.

„Einer meiner Hausbeamten" — redete sie den Grafen an — „hat durch seine Schurkerei einen Unschuldigen in hartes Ungemach gebracht. Ich fühle mich gedrungen das Uebel wieder gut zu machen. Ich rechne auf Ihren Beistand, Herr Graf; da Sie bei der Sache nahe betheiligt sind."

Portanief versicherte, daß sie jeden Ritterdienst von ihm fordern dürfe.

„Adhemar Tangen" — sagte die Gräfin — „ist plötzlich verschwunden; er ist, indem man ihn für den

Grafen Throneck nahm, aus der Stadt entführt. Sie wissen seinen Aufenthalt; an Ihnen ist's dem Unglücklichen die Freiheit wiederzugeben."

„Was habe ich mit dem Herrn Tangen zu schaffen? — Wie sollte ich —"

„Ersparen Sie mir" — unterbrach ihn Beatrice — „die Erörterungen, die Ihnen nur unangenehm sein dürften. Ich kenne die ganze Intrigue: der Ritter Cerloni hat sie enthüllt."

Der Graf schwieg; verlegen blickte er zu Boden; die Gräfin ließ ihm Zeit, sich zu sammeln.

„Tangen" — sagte er endlich — „ist im Gewahrsam des Staats und gefährlicher Umtriebe beschuldigt: ich kann Nichts für ihn thun."

„Ich aber weiß, daß in diesem Staate durch Geld und Verbindungen Alles möglich ist. Gebrauchen Sie Ihre Verbindungen; ich will mein Geld nicht sparen."

„Es wäre umsonst!"

„Nun, Herr Graf, so soll morgen die ganze Welt wissen, wie man einem Duell auf die ehrenwertheste Weise ausweichen kann." —

Die Gräfin hatte mit Heftigkeit und Entschlossenheit gesprochen, und sie wandte sich, das Zimmer zu verlassen. Portanief hielt sie auf.

„Madame" — sagte er — „ich will Ihnen meinen Beistand keineswegs verweigern; ich will Alles thun, was in meiner Macht steht; aber was soll ich thun?"

„Der Justiz-Minister ist Ihr Oheim, der Polizei-Minister ist Ihnen verwandt; bestürmen Sie die Beiden mit Bitten und Vorstellungen: ich erwarte die Nachricht eines glücklichen Erfolgs!"

Während der geängstigte Portanief die erzwungenen Schritte für Adhemars Befreiung thut, gewinnen wir die Zeit, uns über das Loos des Gefangenen selbst Kunde zu verschaffen.

Auf dem Wege von der Geliebten nach dem Hotel des Herzogs hatte Adhemar einen entlegneren Stadttheil zu durchwandern. Es war spät, Niemand mehr auf den Straßen zu erblicken. Der Liebende, mit seinen Gedanken und Gefühlen beschäftigt, achtete nicht des Mannes, der ihm auf dem Fuße folgte, dann ihm rasch vorüber, in ein nahes Haus eilte. Dieses hatte Adhemar eben erreicht, als er sich plötzlich von hinten her gewaltsam angegriffen fühlte. Ehe er noch den Gedanken des Widerstandes faßte, lag er auf dem Boden; ehe er noch einen Hülferuf ausstieß, war ihm der Mund verbunden. Da ihm sogleich die Brieftasche entrissen wurde, glaubte er, es sei nur auf eine Beraubung abgesehen; aber an den Händen gefesselt, wurde er auf den

Hof des Hauses geführt. Ein leichter Bauernwagen mit linnenem Verdeck stand hier bespannt. Adhemar wurde aufgefordert einzusteigen. Einer der Männer setzte sich an seine Seite, ein andrer übernahm das Geschäft des Fuhrmanns; und nun ging's im scharfen Trabe davon. Als Adhemar sich von der unangenehmen Ueberraschung gesammelt, beschäftigte ihn die Frage, welchen Umständen er diese Begegnung zu danken habe? — Daß man ihm nur sein Portefeuille nahm, Uhr und Börse aber ließ, führte ihn zu der Vermuthung, daß eine Maßregel der Regierung gegen ihn geübt werde. Er erinnerte sich jetzt so mancher Erzählung, die in seinem Vaterlande umlief, über die türkische Weise, durch welche die Regierung, mit der er es zu thun hatte, sich unbequemer Personen entledigte. Die Wahrheit solcher Erzählungen hatte er früher wol in Zweifel gezogen; jetzt fehlte ihm der Muth dazu. Er wünschte, lieber in die Hände von gemeinen Räubern gefallen zu sein. Zu den Befürchtungen peinigte ihn noch das Unbequeme seiner Lage. An den Händen gefesselt und unter der dichten Binde, welche fast sein ganzes Gesicht bedeckte, nur mit Anstrengung athmend, wurden von Minute zu Minute die Stöße des elenden Fuhrwerks unerträglicher. So mochte eine Stunde vergangen sein, als dem Gefangenen einige Erleichterung durch das Ab-

nehmen der Binde verschafft wurde; zugleich aber drohte sein Begleiter, ihm dieselbe beim ersten Worte wieder umzulegen. Adhemar bat dennoch, ihm die Fessel von den Händen zu lösen. Das wurde auf's Bestimmteste verweigert. Die Frage um den Grund dieser Begegnung hatte Adhemar noch nicht ganz ausgesprochen, als ihm die entsetzliche Binde schon den Mund wieder verschloß. Doch sollte Das nur als Beweis dienen, wie sein Begleiter entschlossen sei, die ausgesprochene Drohung zu erfüllen; denn nach wenigen Minuten entledigte er den Entführten wieder des Zwanges. Gegen Morgen hielt man bei einem einzeln stehenden Hause an; die Pferde wurden gewechselt. Einige Speisen und ein warmes Getränk thaten Adhemarn in der kalten Nachtluft sehr wohl, und bald fiel er, ungeachtet seiner unbequemen Lage, in einen festen Schlaf. Er erwachte erst, als die Sonne schon gegen den Meridian heraufgerückt war. Ihr Strahl, so matt er auch war, fiel erquickend auf die erstarrten und gebrochenen Glieder des Gefangenen. Die Decke des Wagens war zurückgeschlagen! Man befand sich auf einem schmalen Wege, der einen hohen Fichtenwald durchschnitt. Auf ganzen Meilen berührte der Weg kaum einmal eine größere Lichtung, und hier und dort nur hatte die dunkle Fichte der weißen Birke den Platz geräumt. Der Himmel in matter, nebliger

Färbung schien mit seiner Schwere nur von den hohen Fichten und ihren schwarzen Nadeln getragen. Die Gräser der Erde waren noch gelb von dem eben aufgezehrten Schneewasser und an den braunen Zweigen und Knospen noch keine Spur des erquicklichen Grün. Rings umher herrschte Todtenstille; nur das Knallen der Peitsche, das Schnaufen der Pferde und das Hinholpern der Räder über die starken Baumwurzeln hallte dumpf aus dem Walde zurück. Der Himmel, die Erde, der Wald — Alles trug eine so trübe Färbung, daß auch in Keines Seele ein tröstlicher Gedanke hätte aufkommen können. Die Hoffnung zur Flucht, welche in Adhemar zuerst lebendig geworden war, als er in das Sonnenlicht aufblickte, war gänzlich verschwunden. Er wußte jetzt, daß er sich in einem jener Urwälder des nordöstlichen Europa befinde; er wußte, daß er hier tagelang herumirren konnte, ohne auf eine menschliche Wohnung zu stoßen, und daß ein Entrinnen aus der Gefangenschaft hier der Weg zum elenden Verschmachten sein könnte. Er mußte erwarten, was über ihn verhängt sei.

Gegen Mittag wurden wieder die Pferde gewechselt Speise gereicht, und dann ging es wieder fort in der tödtlichen Einsamkeit und Erwartung bis zum Abend und wieder bis zum Morgen. Da hielt man an einem einsamen Hause und Adhemar wurde aufgefordert, den

Wagen zu verlassen. In einem Zimmer des zweiten Stockwerks deutete sein Begleiter dem Gefangenen an, daß er hier vorläufig seine Wohnung haben werde. Adhemar machte von Neuem den Versuch zu erfragen, was man mit ihm im Sinne habe; aber der Mann stellte das Licht auf den Tisch, verließ das Zimmer und schloß es ab. Das Zimmer war ärmlich, aber der Gefangene fand in demselben, wessen er am meisten bedurfte, ein reinliches Lager. Er zögerte nicht lange, sich ihm anzuvertrauen. Am folgenden Morgen trat Adhemar zunächst an das Fenster: er blickte in denselben Wald, welcher gestern sein trauriger Gefährte gewesen. Er wollte das Fenster öffnen, aber er bemühte sich vergebens: es war sorgfältig vernagelt. Einige Tage hindurch brachte er so mit seinen trüben Gedanken und von der Langeweile gefoltert zu. Nur zu Morgen, Mittag und Abend erschien sein wortkarger Begleiter, ihm die Speisen vorzusetzen. So war es für den Gefangenen etwas wirklich Erfreuliches, denselben Wagen wieder zu besteigen, auf welchem er schon so viele Stunden zerrüttelt worden. Die Fahrt zum unbekannten Ziel begann auf's Neue. Doch war sie für Adhemar diesmal nicht so beschwerlich, da man entweder absichtlich oder unachtsam ihm die Hände nicht gefesselt hatte. Gegen Morgen hatte ihn der Schlaf bezwungen. Als er erwachte, sah er

seinen bisherigen Gefährten nicht mehr neben sich, und der Führer des Wagens schien wenig auf ihn zu achten. Die Gelegenheit zur Flucht war vielleicht günstig! — Um zu rekognosciren schob Adhemar die Decke des Wagens behutsam in die Höhe; aber ein unsanfter Schlag auf die Hand, begleitet von einer Drohung, sagte ihm, daß er nicht ohne Bewachung sei. Ein bewaffneter Reiter diente zu seiner Begleitung. Wenige Stunden später fuhr der Gefangene durch die Straßen einer Stadt und aus dieser über die Zugbrücke in die festen Mauern einer Citadelle. Der wachthabende Offizier, auf die Ankunft des neuen Bewohners der engen Räume vorbereitet, ließ ihn dem Gefängnißwächter überliefern. Ein leeres Gemach nahm den Gefangenen auf. Gegen gute Bezahlung erhielt er einen Stuhl, einen Tisch und auch ein ärmliches Bett.

Adhemar konnte nicht länger über die Gründe seiner Gefangenschaft zweifelhaft sein. Schon den folgenden Tag erhob sich seine Vermuthung zur Gewißheit. Er wurde auf die Kommandantur geführt, und die Untersuchung mit den gewöhnlichen Vorfragen über Namen, Stand u. s. w. begonnen. Nachdem Adhemar diese ruhig beantwortet, erklärte er dem Inquirenten, daß jetzt die Reihe an ihm sei zu fragen, mit welchem Recht er dieser Begegnung unterworfen werde? — Der

Inquirent fand sich nicht veranlaßt, die Frage zu beantworten, sondern wollte die Untersuchung weiter fortsetzen. Der Gefangene eröffnete nun, daß er keine einzige der ihm vorgelegten Fragen beantworten werde, bevor ihm nicht eine Ordre seines Gesandten den Befehl dazu ertheile. Bei diesem Entschluß beharrte er. Man führte ihn in's Gefängniß zurück. Derselbe Vorgang wiederholte sich nach einigen und dann wieder nach einigen Tagen. Der Inquirent drohte mit Zwangsmaaßregeln: der Inquisit blieb unbeweglich. Aber er fühlte ganz das Mißliche seiner Lage: der eine Gewaltstreich mußte andere zur nothwendigen Folge haben; man konnte ihn nicht wieder in Freiheit setzen, ohne sich arg zu kompromittiren und ohne eine glänzende Genugthuung zu geben. Die Gegenwart war lästig, die Zukunft drohend. Die einzige Aufheiterung, welche dem Gefangenen zu Theil wurde, gewann er durch ein kleines, freundliches Kind. Während der wenigen Stunden, in denen er auf dem Hofe der Citadelle frische Luft schöpfen durfte, spielte und plauderte er mit demselben. Schon nach wenig Tagen ihrer Bekanntschaft steckte ihm der kleine Spielkamerad sehr gewandt ein Briefchen in die Tasche. Die Vorsicht, mit der es geschah, war Adhemarn ein Zeichen. Freudig überraschte ihn der Inhalt dieser Zeilen:

„Mit Schrecken sah ich Sie in diesen Mauern; und was ich dann über Sie in Erfahrung brachte, füllt mich mit Besorgniß für Ihr Geschick. — Möge der Himmel dem Plane günstig sein, welchen ich zu Ihrer Rettung entwarf! — Morgen, zur Zeit Ihrer ersten Freistunde, finden Sie eine Strickleiter von meinem Fenster zur Erde herabgelassen. Verdeck durch die alte Linde können Sie unbemerkt mein Zimmer erreichen. Dort finden Sie Kleider, welche Sie eilig mit den Ihrigen vertauschen. Sobald das geschehen, klopfen Sie an die Thür des Nebenzimmers — und wir treten den Gang Ihrer Befreiung an." „Erneste."

Eine Nacht voll Hoffnungen und Befürchtungen verging fast schlaflos; am anderen Morgen benutzte Adhemar die erste Minute seiner Freistunde, Ernestens Anordnung zu folgen. Die Umstände begünstigten ihn; er erreichte Fenster und Zimmer unbemerkt und bald steckte er in der Kleidung eines Dieners des Kommandanten. Seine Retterin kam. Sie ließ ihm keine Zeit, sich des Wiedersehens zu freuen; kaum daß er ihr seinen Dank abstatten konnte. Während Erneste seine Kleider in einen Korb packte, erfuhr er nur, daß die einst gefeierte Künstlerin im Hause des Kommandanten Erzieherin geworden, und daß sie durch jenen selbst die

Kunde von dem wahrscheinlichen Geschick des Gefangenen erhalten. Sie gab ihm dann den Korb in die Hand, und so folgte er ihr durch die Wachen des Thores und der Wälle. Außerhalb derselben harrte seiner ein Wagen. Er sprach zu der Befreierin die Worte des Dankes und des Abschiedes: da sank sie bewußtlos in seine Arme. War es der Schmerz der Trennung von dem wiedergefundenen Geliebten, oder hatte die Befürchtung, die Spannung auf den glücklichen Erfolg ihre Kräfte erschöpft? — Adhemar vergaß seine eigene Gefahr; er war nur um das hochherzige Mädchen besorgt. Endlich schlug sie die Augen auf; aber schon nahte eine Patrouille. „Um des Himmels willen retten Sie sich! Ich fühle mich stark. — Leben Sie wohl!" — Mit den Worten wandte sie sich ab. Unschlüssig schaute ihr Adhemar nach; aber die Nothwendigkeit gebot; die Gefahr war nahe. Er saß in dem Wagen, und die raschen Pferde führten ihn eilig von dannen. Am Abende erreichte er die Thore der Hauptstadt.

Derselbe Abend fand Beatricen in Gedanken versunken an ihrem Fenster. Sie blickte hinaus auf den Kanal, in dessen stillen Gewässern sich die tausend Lichter und die Häusermassen, wie Zauberwohnungen, wiederspiegelten. Und dort über dem Bassin stand der Mond, als weithin strahlender Leuchtthurm und gab

dem architektonischen Gemälde seine melancholische Beleuchtung.

„Wie so ruhig, glänzend und klar strahlt aus der Fluth wieder, was hier oben in wirren, dunklen Gestalten kein Auge erquickt. Die Bilder der Erde sind wol schön! es ist keine Menschenbrust hineingemalt! — O, diese Brust, in welcher die Gottheit, die Welt, eine ganze Unendlichkeit sich neben den kleinen Sorgen eines engen Lebens zusammendrängen — macht sie uns glücklich?" —

„Wenn die Liebe in ihr lebt!" — antwortete eine lieb bekannte Stimme der Fragenden.

„Adhemar, mein Adhemar" — rief Beatrice und hielt den Geliebten in ihren Armen. Er war unbemerkt eingetreten und hatte die letzten Worte ihres Selbstgespräches gehört.

„Unsere Liebe" — begann Beatrice, als sie sich von seiner Brust wieder erhob — „wird hart geprüft. Zufall und Bosheit vereinen sich, daß uns nur die bittre Schale der süßesten Frucht geboten werde. Und doch möchte ich das Gefühl der Liebe nicht geben, nicht um alles Glück der Erde!"

„Sie ist der Zeiger an der Uhr unsers Lebens, welcher nur Mittag und Mitternacht — das glänzendste Licht und die dunkelste Nacht — bezeichnet. Ohne sie wäre das Licht nicht Licht, die Nacht nicht Nacht."

„Licht! — Nacht! — ich habe es tief empfunden, daß Adhemar mir Beides ist.“

„Wol habe ich viel bedacht, Beatrice, welche Unruhe mein Ausbleiben Ihnen erregen mußte.“

„O, wer kann die peinigenden Stunden der Erwartung, die Qualen des Argwohns der Liebe schildern! — Doch ich halte den Geliebten wieder an meiner Brust: Alles ist vergessen! — Dank dem armseligen Portanief, daß die Furcht der Schande ihn zur Eile trieb!“

„Wer ist Portanief?“ — fragte Adhemar, welcher in dem unerwarteten Gange der Ereignisse ganz seine Verabredung mit Throneck vergessen hatte.

Durch Beatrice erfuhr er jetzt erst den Zusammenhang seiner Gefangenschaft mit Thronecks Duell. Doch verschwieg sie ihm die Theilnahme ihres Kavaliers.

„Die Gefangenschaft verdanke ich also wol dem Grafen Portanief, nicht die Befreiung“ — erwiderte Adhemar, und er erzählte der Geliebten die Vorgänge, welche ihn seit ihrer Trennung betroffen.

„Wie beneide ich Ernesten“ — rief Beatrice — „daß es ihr vergönnt war, für Sie zu thun, was ich so gern um Sie verdient hätte!“

„Auch mir wäre es süßer gewesen, das schöne Gut der Freiheit, von Ihrer Hand. Doch, Beatrice, die Liebe freut sich schon des Zeichens der Liebe: ich weihe

Ihnen den glühenderen Dank.“ — Er schlang den Arm um sie, blickte ihr in’s schöne Auge, küßte die blühenden Lippen, indem er sagte: „Wir müssen den traurigen Abschied nehmen! — Zu dieser Stunde noch verlaß ich in der Maske eines Kouriers und mit den Pässen meines Gesandten die Stadt. Aber wo? wann das Wiedersehen?“

Beatrice brach in Thränen aus. „O, wie unglücklich“ — rief sie — „macht mich diese Liebe, welche das Herz nur mit wechselnder Qual zerreißt! — Warum tilge ich nicht die ganze Macht dieses Gefühls aus der Brust und fühle mich glücklich, wie einst in dem stillen Frieden und in dem bunten Treiben.“

„Weil es bedeutungslos, weil es schaal und ekel ist, wenn nicht ein heiligeres Leben die Brust beseelt! — Eine Stunde unseres Glückes wiegt sie nicht tausend Stunden der Qual auf und senkt sie plötzlich in die Nacht der Vergessenheit?“

„Wol empfinde ich das, aber ich empfinde es tiefer als Sie, Adhemar; darum klage ich!“

„Nicht tiefer, meine geliebte Beatrice, lebendiger empfinden Sie! — Ich reise jetzt unmittelbar zur Hauptstadt; ich darf hoffen, daß mir entweder dort oder bei irgend einer Gesandschaft eine dauernde Stellung werde: folgen Sie mir dann, Beatrice?“

„Wohin es auch sei!“

„Und werden Sie ein Loos mit mir theilen, das nicht der Glanz umhüllt, auf welchen Sie die Ansprüche haben?“

„Meine höchsten Ansprüche, Adhemar, gehen nicht über den Besitz Ihrer Liebe.“

„Dann scheide ich voll der schönsten Hoffnungen! Lebe wohl, meine Beatrice!“

Ende des ersten Bandes.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Aus der Residenz Schicksale eines Fürstensohnes

Bd.: 1

Breslau (1843)

P.o.germ. 1152 f-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10117042-6